H
1040

von Haller
N. 3188.

Drey
Abhandlungen.

1) Von der Ueberlegenheit der Deutschen gegen die Römer, und dem Ursprung der meisten Nationen, welche die verschiedene Reiche Europens jetzt bewohnen, aus den Preussischen Staaten.

2) Von den See-Unternehmungen Churfürst Friedrich Wilhelms von Brandenburg.

3) Von der wahren Stärke und verhältnißmäßigen Macht der Staaten.

Welche Abhandlungen
in der Königl. Akademie der Wissenschaften
zu Berlin
an den Geburtsfesten des Königs
im Jänner 1780. 1781. und 1782.
vorgelesen worden

von
dem Königl. Staatsminister und Mitgliede der Akademie
Ewald Friedrich von Hertzberg. Herzberg

Aus dem Französischen übersetzt.

EIGENTUM DER STADT AUGSBURG

Berlin und Leipzig,
bey George Jacob Decker. 1782.

Abhandlung
worin man
die Ursachen der Ueberlegenheit der Teutschen über die Römer
zu entwickeln und zu beweisen sucht,
daß der Norden des alten Teutschlands
zwischen dem Rhein und der Weichsel
und vorzüglich
die gegenwärtige Preussische Monarchie
das Stammland der heroischen Nationen
gewesen sey,
welche
in der berühmten Völkerwanderung das Römische Reich zerstöret und die Haupt-Staaten des heutigen Europa gegründet und bevölkert haben.

Abgelesen
in der öffenlichen Versammlung
der Akademie der Wissenschenschaften und schönen Künste zu Berlin
bey der Feyer des Geburtstags des Königs
den 27. Januar 1780.
von dem Königl. Staats-Minister und Mitgliede der Akademie
E. F. von Hertzberg.

Aus dem Französischen übersetzt.

Vorerinnerung
über die Veranlassung dieser Abhandlung.

Diese Abhandlung hat einen Ursprung und eine Veranlassung gehabt, die zu merkwürdig sind, daß sie nicht verdienten, für die Zeitgenossen und für die Nachwelt bekannt gemacht zu werden. Da Se. Königl. Majestät von Preussen sich während der Teschenschen Friedensunterhandlungen im Monat April 1779. zu Breßlau aufhielten, so äusserten sie einst in einem Gespräch gegen den eben daselbst anwesenden Staatsminister Herrn von Hertzberg: „wie Sie „zweifelten, daß Tacitus im Deutschen so kurz, als im „Französischen, übersetzt werden könne; imgleichen, „daß die alten Gothen aus Schweden gekommen „wären, und daß die Arsazische Könige der Parther „in der alten Geschichte eine sehr grosse Rolle, und fast „mehr, wie die alten Deutschen, gespielt hätten.“ Der Staatsminister Herr von Hertzberg nahm davon Gelegenheit, Sr. Königl. Majestät die in dieser Abhandlung befindliche deutsche und französische Uebersetzung des XXXVII. und XXXXIV. Kapitels von des Tacitus berühmten Buche von dem alten Deutschland, dergestalt, daß das lateinische Original und die deutsche und französische Uebersetzung auf einer Seite in drey gegeneinander stehenden Kolumnen von gleicher Länge gesetzet waren, mit folgendem Schreiben zu übersenden:

Je prens la liberté de présenter à V. M. un Chapitre de la Germanie de Tacite, que j'ai traduit en allemand & en françois. Jl me semble que la traduction allemande ne le cede pas à la françoise, ni pour la précision ni pour la pureté. Ce chapitre prouve en même tems, combien Tacite donnoit la préference aux Germains sur les Parthes & les Arsacides, & qu'on peut prouver par lui, que les Goths, les Sueves ou Vandales, les Longobards, les Angles, les Rugiens, les Herules & autres grands peuples, qui ont ensuite renversé l'Empire Romain, ont eu leurs anciens sièges entre l'Elbe & la Vistule dans les contrées qui sont présentement soumises à la domination de V. M. J'espère, qui Elle ne prendra pas en mauvaise part la liberté que je prens de lui soumettre ce petit essai. Breslau le 29. Avril 1779. HERTZBERG.

Der König sandte dieses Schreiben nach einer halben Stunde mit folgender eigenhändiger Marginalantwort zurück:

J'ai lu cet essai de traduction de Tacite que Vous m'envoyés, contre lequel il n'y a rien à dire, mais c'est la description des mœurs des Germains; ce n'est pas ce qu'il y a de difficile à traduire, mais son stile sententieux & énergique, dont il trace en peu de mots les caractères & les vices des Empereurs Romains, que les traducteurs s'essayent sur la vie de Tibère, sur Claude, ce stile laconique & pittoresque en même tems, ou au moyen de deux mots il exprime tant de choses, c'est ce qui merite l'imitation

de

de nos auteurs, peu de paroles & beaucoup de ſens. Voilà ce que nos écrivains doivent ſe préſcrire comme la regle inviolable de leurs productions. — *Quot verba tot pondera.* Je Vous demande pardon de ce que mon ignorance a la hardieſſe de citer du latin à Vôtre ſapience, mais c'eſt une préſomtion que j'eſpere Vous me pardonnerés. FÉDERIC.

Dieſes ſo richtige als kurze und nachdrückliche, obwohl in der Eile geſchriebene Urtheil des größten und gelehrteſten Königes aller Jahrhunderte, verdienet gewiß die Aufmerkſamkeit und die Befolgung aller, beſonders der deutſchen Gelehrten. Immer wird es der Nachwelt merkwürdig bleiben, daß dieſer groſſe Monarch zu einer Zeit, da er die Rechte und Freiheit Deutſchlands mit ſo erhabenem Muth und ſo beyſpielloſer Uneigennützigkeit vertheidigte, ſo tief in die innerſten Geheimniſſe der Wiſſenſchaften eingieng; aber auch jede Folgezeit wird Friedrich glücklich preiſen, daß er einen Miniſter beſaß, der zu eben der Zeit, da er ſeine gerechteſten Unternehmungen mit ſiegender Ueberzeugung dem denkenden Publicum des ganzen Europa darlegte, noch ſeine Muſſe dazu verwandte, den uralten Ruhm der Deutſchen und die Vorzüge unſrer Sprache zu beweiſen.

Eben dieſer Aufenthalt des Königs in Breßlau wurde noch von einer andern Seite ausnehmend wichtig für die Wiſſenſchaften. Se. Majeſtät unterhielten ſich mehrmalen mit einigen dortigen Gelehrten, als den Profeſſoren Garve und Arlet, über die wichtigſten Gegenſtände der Weltweisheit und andrer Wiſſenſchaften, und äuſſerten dabey, wie

nach Ihrer Meinung zu Beförderung der Aufklärung und der Wissenschaften in der Nation nichts nützlicher seyn könne, als daß man die besten griechischen und lateinischen Schriftsteller mehr als bisher die Jugend lesen liesse, und bessere Uebersetzungen von denselben verfertigte. Eben diesen Grundsatz haben Se. Majestät nachher durch förmliche Befehle Dero Staatsminister und Curator der Universitäten und Schulen, Freiherrn von Zedlitz, vorgeschrieben, und da derselbe ihn nicht nur als Freund, sondern als eigentlicher Kenner der Wissenschaften befolgte; so hat dieses den glücklichen Erfolg gehabt, daß nunmehr in den Gymnasien und Schulen zu Berlin die griechischen und lateinischen Schriftsteller mit ausnehmendem Eifer mehr, wie jemals, und vielleicht mehr wie irgend in andern Schulen, gelesen werden.

Der König gab sich nachher selbst die Mühe, die bekannte vortreffliche Schrift: De la Litterature allemande, des defauts qu'on peut lui reprocher; quelles en sont les causes, & par quels moyens on peut les corriger, zu schreiben. Im November 1780. ließen Se. Majestät den Herrn von Hertzberg nach Sanssouci kommen, und trugen ihm auf diese Schrift im französischen Original drucken zu lassen, zugleich auch eine deutsche Uebersetzung derselben zn besorgen. Letzteres wurde durch den Uebersetzer der gegenwärtigen Schrift bewirkt. Da der Staatsminister von Hertzberg glaubte, daß der Monarch die deutsche Sprache etwas gar zu strenge beurtheile; so überreichte er ihm eine neue Uebersetzung eines Stücks aus dem Tacitus, (Annal. L. 14. c. 53.) der Rede des Seneca

an

an den Kayser Nero, worin er bittet, die ihm geschenkten Güter wieder zurückzunehmen. Se. Maj. antworteten auf der Stelle durch folgendes eigenhändiges Billet:

Voila du bon allemand, & un des meilleurs morceaux, que j'ai vu jusqu'ici; mais pardonnez a ma critique, peut être trop severe — Jl est sur, que si des gens de Vôtre capacité & de Vôtre savoir se meloient de former la langue allemande, ils y reussiroient indubitablement. Je Vous remercie en attendant de la piece que Vous avez bien voulu me communiquer.

Fédéric.

So scharf die Königl. Schrift auch die deutschen Gelehrten beurtheilte; so wurde sie doch von dem grössern Theile der Nation mit vielem Beyfall aufgenommen. Man fand in derselben die wahren Ursachen entwickelt, welche den langsamen Fortschritt unsrer Nation in den schönen Wissenschaften bewirkt haben, nebst vortrefflichen Vorschriften, um weiter in denselben zu kommen, und um die Fehler unsrer Sprache und Litteratur zu verbessern. Diese Aufmerksamkeit brachte einen neuen Wetteifer unter unsern Gelehrten, und verschiedene gute Schriften hervor, unter denen besonders des Hrn. Möser, und das Schreiben des Hrn. Abt Jerusalem an Ihro Königl. Hoheit, die verwittwete Herzogin von Braunschweig sich auszeichnen, in welchem unsre Litteratur auf eine bescheidene Art vertheidigt, aber auch die Richtigkeit und Vortrefflichkeit der Vorschriften, welche in jener Schrift des Königs enthalten sind, anerkannt wurden. Diese Anekdoten wer-

den den Zeitgenossen angenehm, und für die Nachwelt um so merkwürdiger seyn, da sie so interessante Züge von dem wahren Charakter unsers grossen Monarchen enthalten.

Da hernach der litterarische Streit über das Vaterland und den Ursprung der Völker, welche das Römische Reich zerstört haben, zwischen dem Könige und dem Staatsminister von Hertzberg bey verschiedenen Gelegenheiten erneuert wurde; so veranlaßte dieses Letztern die nachstehende Abhandlung in einer öffentlichen Versammlung der Akademie, an des Königs Geburtstage im J. 1780. abzulesen. Die Kürze der Zeit und der Endzweck haben nicht erlaubt, diese den Geschichtskundigen nicht unbekannte Materie weitläuftiger auszuführen, und alle Einwürfe, die dagegen könnten gemacht werden, zum voraus zu beantworten; die Absicht des Verfassers war nur, die Geschichte der grossen Völkerwanderung mit einem Blick zu überschauen, sie unter einen allgemeinen Gesichtspunkt zu bringen, und seine Sätze kurz aus dem Zusammenhang der Geschichte und mit den allein zuverläßigen und treffenden Zeugnissen der gleichzeitigen Geschichtschreiber zu erweisen, ohne sich in zu weitläuftige Untersuchungen einzulassen. Da diese Abhandlung in der Berlinschen Akademie vorgelesen und hiernächst den Memoires derselben einverleibet worden, und daher nach der Gewohnheit dieser Akademie, in französischer Sprache von dem Verfasser, der sonst lieber und eben so gut teutsch schreibet, geschrieben werden müssen, so habe ich sie mit dessen Erlaubniß und Beywürkung in unsere teutsche Sprache übersetzet.

Dohm.

Die Geschichte ist nach dem Urtheil eines berühmten Mannes die Mutter und Nährerin der Weisheit; magistram vitæ nennt sie Cicero. Sie giebt jedem denkenden Mann den reichsten Stof, aus dem er nützliche Wahrheiten für die Weltweisheit, so wie für die Staatskunst folgern kann. Sie flammt besonders in unsre Brust jenes schöne Feuer an, das edle Menschen zu Patrioten erhebt, und sie mit Liebe der Tugend, des Wahren, des Gerechten, des Schönen und Großen erfüllt; sie hat sogar Stärke genug, zuweilen schlechte und schwarze Seelen vom Ausbruch der Laster eine Zeitlang zurückzuhalten. Auch die Begebenheiten, die bey dem ersten Blick nur zerstörend für das menschliche Geschlecht scheinen, können durch eine philosophische Behandlung der Geschichte für die Gesellschaft nützlich werden, und zu den großen Zwecken leiten, die wir eben genannt haben. Von der Art ist die Geschichte der Revolutionen und der Zerstörung jener großen Reiche, die unsre Vorfahren die vier großen Monarchien nannten; eine Benennung, die man heutiges Tages vielleicht mehr aus Neuerungsgeist, als aus guten Gründen verwirft, die aber ganz schicklich scheint, Staaten zu bezeichnen, welche durch Größe des Umfangs und Menge der Nationen, die sie enthielten, sich vor allen übrigen auszeichneten. Ich will versuchen, in der gegenwärtigen Abhandlung zu zeigen, welchen Nutzen man aus der Geschichte dieser Revolutionen, und aus der Betrachtung des Uebergewichts, das einige Nationen über alle andre gehabt haben, ziehen kann.

Wenn der philosophische Beobachter das allgemeine Gemälde der Geschichte unsrer Erde, so weit sie bekannt ist, überdenkt; und wenn er denn die Assyrer, die Perser, die Scythen, die Tartaren, die Mongolen, die Slaven oder Wenden, und noch einige andre Völker, welche nur während eines kurzen Zeitraums schwache und wilde Nationen bezwungen, und zwar große aber wenig cultivirte Erdstriche besessen haben, zurücksetzt; so wird er finden, daß nur vier Nationen übrig bleiben, welche würklich unvergleichbar große Monarchien gestiftet und eine entschiedene Uebermacht über alle andre Völker der Erde sich erworben haben: die Griechen, die Römer, die Araber, Saracenen oder Türken; und die Germanischen Nationen oder Teutschen, wie man nach ihrem wahren Namen sie nennen sollte.

Die Macedonier oder Griechen, entflammt durch heisse Begierde nach Ruhm und Unsterblichkeit, bezwangen leicht die weibischen Bewohner von Asien und Afrika, und stifteten aus den Trümmern ihrer Staaten ein Reich von weitem Umfange, das aber nur zwey Jahrhunderte dauerte und unter innern Zwisten und verderbten Sitten erlag.

Die Römer, welche den Griechen in der Begierde nach Ruhm und Eroberungen nacheiferten, unterwarfen sich nach und nach die neben ihnen in Italien wohnenden kleinen Völker, und wurden erst dadurch eine Nation; dann eroberten sie die unter sich wenig einigen Staaten von Carthago und Griechenland; endlich bezwangen sie die in der Kriegeskunst wenig geübten halbwilde Einwohner von Gallien, Britannien, Spanien und Afrika, und so gründeten sie in vier Jahrhunderten in den drey Theilen der damals bekannten Welt das grösseste Reich, was jemals in derselben gewesen, und ohngefehr sechs Jahrhunderte gedauert hat, wenn man von der Zerstörung von Carthago und Corinth bis zur Absetzung des zweyten Romulus durch den teutschen König Odoacer rechnet. Es ist bekannt, wie die beyden Söhne des Theodo-

sius

stus dieses grosse Reich in zwey Hälften getheilet haben. Die orientalische wurde vornemlich von den Arabern oder Saracenen angefallen, einer Nation, die von dem wütendsten Religionseifer begeistert war, aber doch erst in der Folge von acht Jahrhunderten (vom Jahr 632. bis 1453.) und nachdem sich die Osmannen oder Türken mit ihr vermischt hatten, das Reich von Byzanz zerstören konnte. Dagegen wurde das Abendländische Kayserthum, der eigentliche Sitz der Römer, dieses weitläuftige, monarchische und durch die bestgeübtesten Kriegesheere beschützte Reich, in weniger als einem Jahrhundert (von 409. bis 493) zerstört. Die glücklichen Eroberer dieses Reichs waren einige Teutsche Nationen, die zwar zahlreich und kriegerisch, aber wenig einig unter sich waren; weder gute Waffen, noch Disciplin, noch eine zu Eroberungen schickliche Regierungsform kannten, und also zur Besiegung der Ueberwinder der Welt nichts hatten, als die ihnen natürliche Tapferkeit und Stärke ihres Körpers und ihres Geistes.

Während der ganzen Dauer der römischen Republik und Monarchie und selbst in ihren blühendsten Zeiten, wurde die teutsche Nation von den Römern allemal als der gefährlichste und furchtbarste Feind angesehen. Alle ihre Geschichtschreiber stimmen hierin überein, und so oft sie ihre andere wichtigste Feinde, die Griechen, Carthaginenser und Parther, mit den Teutschen vergleichen, geben sie allemal diesen einen entschiedenen Vorzug. Cicero, Sallustius, Quinctilian und Eutropius sagen alle, nur mit veränderten Worten, daß die Römer mit allen übrigen Nationen um des Ruhms, mit den Cimbren und Teutonen aber um ihres Daseyns willen gestritten hätten, und daß Marius am Ende sie nur bloß durch seine Kriegeskunst besieget habe. (*) Aber kein Schrift-

(*) *Cicero* de Officiis L. I. c. 12. Cum Cimbris, ut cum inimicis gerebatur, uter esset? non uter imperaret? *Salustins* in bello Jugurthino C. 114. Illincque et usque ad

Schriftsteller hat diese Gerechtigkeit, den Teutschen mehr wiederfahren lassen, und sie mit mehr Stärke, Wahrheit und Zierlichkeit ausgedruckt, als Tacitus in einer Stelle seines berühmten Buchs von Teutschland, die ich versucht habe, hier zu übersetzen, so schwer es auch ist, den Nachdruck und die Kürze des Originals zu erreichen:

Cap. 37. Germaniæ ſinum proximi Oceano *Cimbri* tenent, parva nunc civitas, ſed gloria ingens, veterisque famæ late veſtigia manent, utraque ripa caſtra, ac ſpatia, quorum ambitu nunc quoque metiaris molem, manusque gentis et tam magni exercitus fidem. Sexcenteſimum et quadrageſimum annum urbs noſtra agebat, cum

Cap. 37. Die Ufer-bucht des teutschen Meeres bewohnen die Cimbern; die machen itzo einen kleinen Staat aus, dem aber ein so grosser Name und solche Spuren von Lägern und Feldern übrig geblieben sind, daß man die alten Nachrichten von der Grösse dieses Volks und seiner Heere desto eher glauben kann. Rom hatte 640 Jahre gestanden, als wir zuerst von den Waffen der Cimbern höreten.

Chap. 37. Le rivage de la Mer Germanique eſt habité par les *Cimbres*; c'eſt à préſent un petit Etat; mais d'un grand nom; lequel avec les reſtes des camps & de l'etendue des demeures de cette Nation, fait foi de ſon ancienne grandeur & des armées nombreuſes, qu'elle a produites. Nôtre ville avoit exiſté 640. ans, lorsqu'on entendit pour la prémiere fois les armes des Cimbres. De la juſqu'au Con-primum

noſtram memoriam Romani ſic habuere, alia omnia virtuti ſuæ prona eſſe, cum Gallis pro ſalute, non pro gloria certare.

Quinctilianus in Declamatione 3. c. 86. Non de prolatando imperio res eſt, nec transmarinas, ut nuper provincias petimus. De Italiæ poſſeſſione certatur, pro oris focisque conſtitimus, an hæc omnia igni ferroque vaſtentur? an nobis caput barbarus hoſtis excidat? an cimbrice loquendum ſit? vita omnium noſtrum et ſalus in ultimum diſcrimen adducitur. Gens majorem terrarum partem victoriis pervagata, tantum in Mario ſtetit.

Eutropius L. V. c. I. Conſules M. Manlius et Q. Cæpio a Cimbris & Teutonibus et Tigurinis et Ambronibus, quæ erant Germanorum et Gallorum gentes, victi ſunt juxta flumen Rhodanum, et ingenti internecione attriti. Timor Romæ grandis fuit, quantus vix Hanibalis tempore Punici belli, ne iterum Galli Romam venirent. &c.

primum Cimbrorum audita sunt arma, Cæcilio Metello ac Papirio Carbone, Coss. Ex quo si ad alterum Imperatoris Trajani consulatum computemus, ducenti ferme et decem anni colliguntur. Tamdiu Germania vincitur. Medio tam longi ævi spatio multa invicem damna. Non Samnis, non Pœni, non Hispaniæ, Galliæve, ne Parthi quidem sæpius admonuere. Quippe regno Arsacis acrior est Germanorum libertas. Quid enim aliud nobis, quam cædem Crassi amisso et ipse Pacoro infra Ventidium dejectus Oriens objecerit? At Germani Carbone et Cassio et Scauro Aurelio et Servilio Cepione, M. quoque Manlio fusis vel captis quinque simul consulares exercitus Populo Romano; Varum tresque cum eo legiones etiam Cæsari

Von da an bis zum zweyten Consulat des Kaysers Trajans sind 210 Jahre verflossen. So lange siegen wir nun schon an Teutschland. In diesem weiten Zeitraum hat man sich blos von beyden Seiten vielen Schaden gethan. Weder die Samniter, noch die Carthaginenser, noch die Spanier, noch die Gallier, noch auch selbst die Parther haben uns so oft gedemüthiget. Das freye Germanien ist viel schärfer, viel gefährlicher als das despotische Arsacien. Was kann sich der Osten mehr von uns rühmen, als die Niederlage des Crassus, da er doch auch selbst vom Ventidius überwunden und sein Pacorus gefangen worden? die Teutschen aber haben dem römischen Volke fünf consularische Heere, die theils geschlagen, theils gefangen worden, und dem Cäsar Augustus den Varus mit drey Legionen entrissen. Marius hat sie in Italien, Julius Cäsar in Gallien, Drusus, Nero u. Germanicus in ihren eige-

sulat de l'Empereur Trajan, nous comptons 210. ans. C'est depuis tout ce tems là que nous sommes occupés á vaincre la Germanie. Dans cette longue époque on n'a fait, que se faire mutuellement du mal. Ni les Samnites, ni les Carthaginois, ni les Espagnols, ni les Gaulois, ni les Parthes, ne nous ont si souvent humilié. La libre Germanie est beaucoup plus dangereuse que le Despotisme des Arsacides. L'Orient ne peut rien nous reprocher que la defaite de Crassus, ayant aussi été vaincu par Ventidius & ayant même perdu Pacorus. Mais les Germains ont enlevé au Peuple Romain cinq armées consulaires battues ou faites prisonnieres, & à César Auguste Varus avec trois Legions. Ils n'ont essuyé que des secousses par Marius en Italie, par Jules César dans les Gaules & par Drusus, Neron & abstu-

abstulerunt. Nec impune C. Marius in Italia, divus Julius in Gallia, Drusus ac Nero et Germanicus suis eos sedibus perculerunt. Mox ingentes C. Cæsaris minæ in ludibrium versæ. Inde otium, donec occasione discordiæ nostræ et civilium armorum, expugnatis legionum hibernis, etiam Gallias affectavere; ac rursus pulsi inde, proximis temporibus triumphati magis, quam victi sunt.

Cap. 41-44. Majorem Germaniæ partem obtinent *Suevi*, propriis adhuc Nationibus nominibusque discreti. Pertinent ad eos prope Albim, *Angli, Semnones* et *Longobardi*, quos paucitas nobilitat, quod plurimis ac valentissimis Nationibus cincti non per obsequium sed præliis et periclitando tuti sunt. Versus Danubium *Marcomanni* et *Quadi*

nen Sitzen blos erschüttert, u. auch dieses ist nicht ungerochen geschehen. Die Drohungen des Calligula dienten ihnen nur zum Spott. Hierauf war ein Stillstand, bis sie von unsern innerlichen Unruhen und bürgerlichen Kriegen die Gelegenheit ergriffen, die Winterläger unserer Legionen zu erobern, und selbst Gallien anzugreifen. Man vertrieb sie endlich daraus, nachhero aber hat man mehr über sie triumphirt, als sie überwunden.

Cap. 41 44. Den größten Theil von Germanien bewohnen die Sueven, die sich wieder in viele Völkerschaften und Namen vertheilen. Dazu gehören an der Elbe die Anglen, die Semnonen, die Longobarden, die sich durch ihre geringe Anzahl und Tapferkeit unterschei den, und sich gegen die zahlreichste und streitbarste Völker erhalten Gegen die Donau wohnen die Marcomannen und Quaden, hinter denen, die Gothinen; jenseits

Germanicus dans leur patrie; encore celà ne s'est il pas fait impunement. Les menaces de Caligula n'ont fait qu'exciter leur risée. On a été tranquille ensuite, jusqu'à ce qu'à l'occasion de nos guerres civiles, ils ont enlevé les quartiers d'hyver de nos légions, & ont même osé attaquer les Gaules. On les en a chassés, mais dans la suite nous en avons triomphé plûtôt, que nous ne les avons vaincu.

Chap 41-44. La plus grande partie de la Germanie est habitée par les *Sueves*, qui sont subdivisés en un grand nombre de Nations. C'est à cette grande Nation qu'appartiennent près de l'*Elbe*, les *Anglois*, les *Semnons* & les *Longobards*, lesquels se distinguent par leur petit nombre & par la valeur, avec laquelle ils se soutiennent contre les Nations les plus guerrieres & les plus nombreuses. Les *Marcomannes* & les *Quades* s'étendent

agunt

agunt. Eorum terga claudunt *Gothini.* Trans *Lygios* (Schlesier) *Gothones* regnantur, paulo jam adductius quam ceteræ Germanorum gentes, nondum tamen supra libertatem. Protinus deinde ab Oceano *Rugii, Suionum* hinc civitates ipso in Oceano, præter viros armaque classibus valent. Trans Suiones aliud mare pigrum ac prope immotum, quo cingi cludique terrarum orbem fides.

der Lygier (Schlesier) sind die Gothonen, die etwas strenger regieret werden als die übrigen teutschen Völker, doch nicht mit Verlust der Freyheit. Längst dem Ocean (der Ostsee) wohnen die Rügier, hernach folgen die Schwedische Völker mitten im Ocean, die an Kriegsmännern, Waffen und Flotten sehr mächtig sind. Jenseits von Schweden ist ein anderes Meer, das stille und unbeweglich seyn soll, und von dem man glaubt, daß es die Erdkugel endiget und umschließet.

jusqu'au Danube A leurs dos se trouvent les *Gotins.* Au de là les *Lygiens* (Silesiens) demeurent les *Gothons*, qui sont gouvernés plus rigoureusement que les autres peuples de la Germanie, mais sans être entierement asservis. Le long de l'Ocean (Mer Baltique) habitent les *Rugiens.* Les Nations *Suedoises* suivent ensuite dans l'Ocean même & sont fort puissantes en hommes, en armes & en flottes. Au de là des Suedois il y a une autre mer tranquille & immobile, qui doit finir & environner le continent.

Tacitus zeichnet uns hier in einer geschwinden Folge, aber mit Wahrheit und Nachdruck alle Kriege, welche die Römer mit den Teutschen bis auf seine Zeit geführet hatten. Nur um dieser Zeichnung noch mehr Vollendung zu geben, könnte man noch hinzusetzen, daß Cäsar zwar zweymal über den Rhein gegangen, Drusus und Germanicus zwar bis an die Elbe und Weser vorgedrungen, aber doch bey alle dem nichts weiter als Streifereyen in Groß-Teutschland (Germania magna) unternommen haben, das sich immer frey und unabhängig erhalten hat; daß die Römer durch die großen Niederlagen des Varus und Lollius von den Teutschen nachdrücklich zurückgewiesen worden und nie einen festen Fuß auf der nordlichen Seite des Rheins und der Donau fassen können, welche Flüsse in Westen immer die Gränzen und

das Non plus ultra des Römischen Reichs geblieben, wie der Euphrat im Osten.

Nach Tacitus Zeiten führten die Römischen Kayser nur Vertheidigungs-Kriege gegen die Teutschen, und keiner derselben war entscheidend. Der, den Marc Aurel zu führen hatte wider die Marcomannen, Quaden, Wandalen, und andere teutsche Nationen, die das heutige Böhmen, Sachsen und Brandenburg bewohnten, und die über die Donau bis gegen Aquileja vordrangen, ist immer für einen der gefährlichsten von den Römern gehalten worden, und endigte sich nach einigen unentschiedenen Schlachten durch einen Scheinfrieden im J. 174. der christlichen Zeitrechnung. Dieselbe Marcomannen drangen hundert Jahr später bis nach Mayland und Toscana, nnd nur mit vieler Mühe konnte K. Aurelian sie aus Italien vertreiben. Unter dem K. Probus unternahm eine kleine Anzahl von gefangenen Franken, die man nach Pontus in Asien gebracht hatte, auf einigen kleinen Fahrzeugen, deren sie sich bemächtigten, eine kühnere und denkwürdigere Seefahrt als die der Argonauten. Sie schiften bey Constantinopel aus dem schwarzen in das mittelländische Meer, plünderten die Küsten von Griechenland, Sicilien und Afrika, besonders die grossen Städte Syracus und Carthago und kehrten durch den Atlantischen Ocean längst den Küsten von Spanien, Frankreich und Britannien nach ihrem Vaterland in Niederdeutschland zurück. (*) Seit Marc. Aurel und Commodus, und während des ganzen dritten und vierten Jahrhunderts, hatten die Römischen Kayser fast ununterbrochene Kriege mit den Teutschen, deren verschiedene kleine Völkerschaften nunmehro nach und nach anfingen, sich zu grossen Nationen unter dem Namen der Franken, der Allemannier, der Sueven, der Wandalen ꝛc. zu vereinigen, und immer mehr aus dem Innern von Teutschland und von den Ufern des balthischen Meeres

(*) Zosimus B. 1. c. 7.

Meeres gegen die Provinzen des Römischen Reichs vorzudringen. Die Römischen Kayser waren bald Sieger, bald Besiegte; mit Mühe erhielten sie noch immer den Rhein und die Donau zu Gränzen ihres Reichs, und trieben oft die Teutschen bis über diese Flüsse zurück. Aber sie bedienten sich dazu der Teutschen selbst, die den Kern ihrer Armeen und besonders ihrer prätorianischen Leibwache ausmachten. Die besten Römischen Generale waren Teutsche, und einige derselben wurden sogar Kayser, als Maximinus, Maxentius, Magnentius und Silvanus.

Im Jahr 395. wurde das Römische Reich unter die beyden Söhne des Theodosius getheilet, und der schwache Beherrscher des Occidents, Honorius, opferte seinen ersten Minister und General, den großen Stiliko, einen Wandalen von Geburt, den Intriguen des Hofes auf, und nun fingen die berühmten Wanderungen der Völker, und besonders der Teutschen an. Die Gothen, Vandalen, Sueven, Franken, Burgundier, Sachsen, Rügier 2c. kamen aus dem Innern von Teutschland und Pannonien, drangen jede in eine der Provinzen des Römischen Reichs ein, eroberten sie, und stifteten in ihnen neue Staaten, die zum Theil noch jetzt fortdauern; und so wurde das ganze Abendländische Reich in dem kurzen Zeitraum von der ersten Einnahme Roms durch Alarich im Jahr 410. bis zur Stiftung des Ostgothischen Reichs durch Theodorich im Jahr 493. von diesen teutschen Völkern gänzlich erobert und zerstört.

Meinem gegenwärtigen Zweck gemäß darf ich hier nicht tiefer in diesen Theil der Geschichte eingehen, der ausnehmend wichtig und zwar im allgemeinen bekannt genug ist, aber doch noch immer größerer Aufklärung bedarf, selbst nach dem berühmten Mascov, der ihn in seiner Geschichte der Teutschen bis zu Anfang der Fränkischen Monarchie sehr gut behandelt hat. Ich übergehe auch alles, was die nicht teutschen Nationen ange-

het, die Hunnen, die Avaren, die Slaven und andere Völker, die man zu dem unbestimmten Geschlecht der Sarmaten und Scythen zu rechnen pflegt. Ihre Erscheinung in dem Innern der Römischen Provinzen ist immer nur vorübergehend und von sehr kurzer Dauer gewesen, und nur die äussersten Theile des Reichs wurden von ihnen abgerissen, wie Pannonien und Dacien von den Hunnen. Ich begnüge mich also hier die Hauptepoken anzuzeigen, da jede der teutschen Nationen eine der Römischen Provinzen erobert, und in denselben eines der Reiche gestiftet hat, die jetzt nach dreyzehn Jahrhunderten noch vorhanden sind und vermuthlich die Welt ausdauern werden. Hernach werde ich mich bemühen, mit einer kleinen Anzahl geltender und gleichzeitiger Zeugnisse der Geschichte zu beweisen, daß jede dieser Nationen, welche das Römische occidentalische Reich zerstört und die heutigen Monarchien von Europa gegründet haben, ächt teutsch war, und aus dem Norden unsers Vaterlandes gekommen sey.

Die Sueven und Wandalen, Nationen, die meistens mit einander vereiniget und gewiß teutschen Ursprungs waren, drangen von den Ufern der Elbe zuerst in Pannonien, von da durch Italien und Gallien in Spanien ein, wo sie im Jahr 411. sich festsetzten. Ein Theil der Wandalen eroberte 429 die ganze Küste von Afrika und die Insel Sicilien. Ihr grosser König Genserich stiftete ein neues Reich von Carthago, das aber im Jahr 530. unter dem K. Gilimer durch den berühmten Belisarius, General des Griechischen Kaysers Justinian, zerstöret wurde. Die in Spanien zurückgebliebenen Sueven und Vandalen wurden in der Folge mit ihren Besiegern, den Westgothen, vermischt doch haben sich ihre Nachkommen noch bis jetzt in Gallicien und Andalusien, oder Vandalitien, erhalten.

Die Westgothen, gleichfalls eine teutsche Nation, drangen auch zuerst aus ihrem ursprünglichen Vaterlan-

de

de zwischen der Oder und Weichsel, in Pannonien ein, wo sie einige hundert Jahre blieben. Aber im fünften Jahrhundert suchten sie durch Italien sich einen Weg nach Gallien, und stifteten daselbst ein grosses Reich in Aquitanien und einem Theil von Spanien. Sie wurden zwar durch die Franken aus Gallien vertrieben, sie überwanden aber dagegen in Spanien die Vandalen und Sueven, die sie ihrer Nation ganz einverleibten, und wurden dadurch Meister von ganz Spanien und Lusitanien. Zwar verloren sie nachher einen grossen Theil dieses Reichs wieder, als die Maurischen Saracenen in dasselbe einfielen. Aber diese wurden in den folgenden Jahrhunderten durch Fürsten und Nationen wieder ausgetrieben, die von den Gothen herstammten; und es bedarf kaum eines Beweises, daß die jetzige Spanische und Portugiesische Nation, vorzüglich von den Westgothen, Vandalen und Sueven abstamme, nnd durch die Urbewohner des alten Spaniens, die Römer und Saracenen, nur etwas gemischt sey. Der herrschende Theil der Nation und ihre Regenten sind teutschen Ursprungs; und man kann also mit Recht Spanien und Portugal ächt teutsche Reiche nennen, und ihre Bewohner den teutschen Nationen beyzählen.

Die blühende französische Monarchie ist, wie jeder weiß, zuerst durch die Franken, eine unstreitig teutsche Nation, gestiftet, und von ihnen in einer ununterbrochenen Folge von dreyzehn Jahrhunderten besessen. Franken nannte man die vereinigten teutschen Völker, welche zwischen der Elbe und dem Rhein wohnten. Sie überschritten den letztern zuerst im dritten Jahrhundert, ließen sich in dem Belgischen Gallien nieder, drangen allmählig weiter ein, und eroberten endlich das ganze weite Land, das man damals Gallien nannte, nachdem sie die Römer in der Schlacht des Syagrius, im Jahr 483. die Westgothen 507. die Burgunder 534. überwunden und diese

drey Nationen ganz bezwungen und zum Theil der ihrigen einverleibet hatten.

Die Burgunder, gleichfalls eine teutsche Nation, kamen von dem Ufer der Oder im Anfang des sechsten Jahrhunderts nach dem Lionischen Gallien in der Gegend der Rhone, gründeten daselbst ein mächtiges Reich, das aber doch nur bis 534 dauerte, da ihr letzter König von den Franken getödtet, und ihr Staat, so wie die Nation selbst, dem Fränkischen einverleibet wurde; indessen hat sich ihr Andenken noch lange Zeit in dem Namen des Königreichs Burgund, und noch bis jetzt in dem Herzogthum und der Grafschaft Burgund erhalten. Die Fränkische Monarchie und der herrschende Theil der jetzigen französischen Nation bestehet also aus Franken, Westgothen, Burgundern, ächt teutschen Nationen, mit denen die bezwungenen alten Gallier und Römer, zum Theil auch die Normänner, ein nordisches Volk, das im zehnten Jahrhundert sich in der Normandie niederließ, vermischt sind.

Italien, das Vaterland der Römer und der alte Sitz ihres grossen Reichs, ist nicht weniger, als dessen übrige Provinzen, eine Eroberung der Teutschen geworden. Ich will hier nicht die ältere Einfälle der Sennonen, der Gallier, der Cimbern, Teutonen und Marcomannen herzählen, die zwar glücklich, aber doch mit vieler Mühe von den Römern zurückgetrieben wurden. Aber nach der Theilung des Reichs im Jahr 395. und während des ganzen Laufs des fünften und sechsten Jahrhunderts folgte immer eine teutsche Nation auf die andere in der Eroberung Italiens. Radagaiß überschwemmte es mit seinen Vandalen im Jahr 407. Alarich drang bald darauf mit einer mächtigen Armee von Westgothen ein, und eroberte selbst Rom. Beyde wurden durch einen Römischen General geschlagen, der aber selbst ein Vandale von Geburt war, den grossen Stilico, und mit einer Armee, die meist aus teutschen Nationen bestand.

Auf gleiche Art wurde nur der Name des Römischen Reichs noch erhalten, und der Kaysertitel von den teutschen Generalen aus Ehrfurcht für die alte Verfassung, einigen schwachen Menschen beygeleget, die ganz von ihrem Willen abhiengen, bis endlich Odoacer, König der Heruler und Rügier, die vom baltischen Meere gekommen waren, auch den Namen des Römischen Kaysers, dem jungen und schwachen Romulus Augustus, und damit auf immer der Römischen Nation entriß. Dieser Odoacer beherrschte ganz Italien in seinem eigenen Namen, bis er im Jahr 493. vom Theodorich, König der Ostgothen und Rügier, überwunden wurde. Dieser war der Stifter des mächtigen ostgothischen Reichs in Italien, und einem Theil von Gallien und Teutschland. Die Generale des Griechischen Kaysers Justinian, Belisar und Narses zerstörten es zwar im Jahr 553. aber nur durch den Beystand der Longobarden und anderer teutschen Völker. Eben diese Longobarden zerstörten auch bald hernach das griechische Exarchat zu Ravenna, dieses Scheinbild des alten Römischen Reichs, und gründeten eine neue Herrschaft in ganz Italien, die bis auf Carl den Grossen, König der Franken, dauerte, der sie im Jahr 772. durch die Niederlage des letzten Longobardischen Königs, Desiderius, zerstörte, und ganz Italien mit der Fränkischen Monarchie vereinigte. Er stellte den Namen eines Römischen Kaysers in seiner Person wieder her, der auch nach dem Ausgang seines Geschlechts auf die eingebornen Könige Teutschlands übergegangen ist, die ihn noch jetzt, obgleich ohne Würklichkeit, führen. Diese teutsche Könige oder Kayser, besonders die Ottonen, Friederich I. und Friederich II. haben oft den Versuch gemacht, Italien zu erobern, der ihnen auch zuweilen wohl gelungen ist, aber allemal nur für eine kurze Zeit. Das Ansehen dieser Kayser war immer unsicher und nur vorübergehend, und kaum erkennt man jetzt noch in einigen Provinzen die Spuren desselben. Aus allen

diesen

diesen mannichfachen Revolutionen, die in Italien während des Laufs von zwölf Jahrhunderten vorgiengen, haben sich die vielen Königreiche, Herzogthümer, Republiken, große und kleine Staaten erhoben, die jetzt diesen schönsten Theil von Europa zertheilen. Indeß kann man mit Wahrheit sagen, daß die jetzige italiänische Nation eine Mischung von alten Römern, Galliern, Vandalen, Gothen, Rügiern, Longobarden, Franken und andrer teutschen Nationen sey, mit denen sich in Neapel und Sicilien die Saracenen und Normänner etwas vermischt haben.

Die ursprünglichen Bewohner der Brittischen Insel waren Celten, und wurden von den ersten Römischen Kaysern unter das Joch gebracht. Während der Unruhen des Römischen Reichs machten sich die Britten frey, konnten aber den wilden Picten, Bewohnern von Caledonien, oder dem heutigen Schottland nicht wiederstehen. Sie riefen daher im Jahr 449. die Angeln, Sachsen und Jüten zu Hülfe, teutsche Nationen, welche die cimbrische Halbinsel (das jetzige Jütland, Schleßwig, und Holstein) und Mecklenburg bewohnten. Diese Retter unterwarfen sich bald die Britten und ihr ganzes Land, und ob sie gleich in der folgenden Zeit wiederum von den Normännern und Dänen bezwungen wurden; so blieben die Angel-Sachsen doch immer die herrschende Nation, wie der Name England und die jetzige Englische Sprache beweisen, deren Grundbestandtheile teutsch sind. Die Abstammung einer Nation und ihre nachherige Vermischungen mit andern, lassen sich am sichersten aus ihrer Sprache auffinden und beurtheilen; ein Grundsatz, den ich stückweise und durch die Anwendung auf jede besondere Nation mir zu beweisen getraute. Wenn man dieses annimmt, so zeiget die Geschichte, daß die teutschen Nationen der Angeln und Sachsen, in Verbindung mit den Normannen, die dieselbe Sprache hatten, über die Britten (welche selbst mit den Teutschen einen gemeinschaft-

schaftlichen celtischen Ursprung hatten) endlich die Oberhand gewonnen haben. Dagegen war in Italien, Gallien und Spanien, welche schon sehr bevölkert und cultiviret waren, die Zahl der Eingebohrnen und Römer grösser, als der teutschen Eroberer, und da diese mit ihrer eigenen Sprache, mit ihren Sitten und Gesetzen die der Römer mischten, so entstanden daraus die französische, italiänische und spanische Sprachen, deren Grund die lateinische oder die sogenannte lingua Romana ist, die aber doch auch eine grosse Menge ursprünglicher teutscher Worte enthalten.

Germanien, wie die Römer es nannten (denn nach seinen ursprünglichen Bewohnern und dem Namen, den es in dieser ihrer Sprache hatte, sollte es Teutonien, oder Teutschland, heißen) ist das einzige Land in Europa, vielleicht in der Welt, das nie in seinem ganzen Umfang und auf lange Zeit durch eine fremde Nation ist bezwungen worden. Die Hunnen zogen nur durch, oder fielen die Gränzen an, und die Franken waren selbst eine Nation teutschen Ursprungs. In Teutschland hat also immer dieselbe einheimische Urnation (Aborigines) ihre Unabhängigkeit, ihren Namen und ihre Sprache von ihrem Ursprung an bis auf unsre Zeit erhalten. Wäre diese Wahrheit nicht durch die Folge der Geschichte selbst bewiesen; so würde man schon allein, da die alles verzehrende Zeit uns die ältesten Denkmahle entrissen hat, in den Worten und Namen, die Tacitus und andere Römische Schriftsteller uns hinterlassen haben, den Beweis finden. Von der Art sind die Namen des Volks der Teutonen, ihrer Götter und Volksstifter, Tuisto, Mannus (Mann) die Göttin Herta (Erde), ferner Ascriburgium, saltus Teutoburgicus, Arminius (Hermann); Worte und Namen, deren alte Bedeutung noch nach so viel tausend Jahren der jetzigen ähnlich und damit übereinstimmend ist. Eben so haben unsere Flüsse und selbst der gröste Theil der Nationen noch jetzt eben die Namen,

 die

die wir in den entferntesten Zeiten der Griechen und Römer finden, als die Franken, die Sachsen, die Allemannier, Schwaben, Frisen, Rügier ꝛc. Diese Gleichheit der alten und neuen Sprache ließe sich nicht denken, wenn Germanien auf lange Zeit von fremden zahlreichern und mächtigern Nationen wäre bezwungen worden. Weder die Hunnen, noch die Slaven beweisen gegen meine Behauptung. Jene streiften nur etwas in Teutschland im fünften und neunten Jahrhundert. Die Slaven oder Wenden besassen zwar vom 5ten bis 10ten Jahrhundert das ganze Land zwischen der Elbe und Weichsel, aber sie wurden nachher wieder unterjocht und grösttentheils ausgerottet durch die Teutschen, welche aus Sachsen und Westphalen in die Lausitz, die Marken, Pommern und Mecklenburg zurückkamen, und die Slaven blieben nur in einigen kleinen Strichen der obbenannten Länder, vorzüglich aber in Böhmen und Pohlen, die herrschende Nation.

Nachdem ich kürzlich ausgeführet, daß die Franken, Burgunder, Gothen, Sueven, Wandalen, Longobarden, Angelsachsen und Rügier diejenigen Völker sind, welche das abendländische Römische Reich zerstöret und die Hauptmonarchien des jetzigen Europa gestiftet und bevölkert haben; so werde ich noch zu beweisen suchen, daß sie alle teutsche Nationen gewesen, und daß sie ihr ursprüngliches Vaterland im Norden von Teutschland, und vorzüglich in den Landen, welche jetzt die Preußische Monarchie ausmachen, gehabt haben.

Ich werde in das weite Feld des Alterthums und die gelehrten Streitigkeiten vom Ursprung der Franken, Gothen und anderer Völker (worüber Cluver, Prätorius, Leibnitz, Gundling und andere Geschichtforscher so vieles geschrieben haben), nur so weit eindringen, als nöthig ist, meinen Satz in Absicht jeder der genannten Nationen durch unverwerfliche Zeugnisse gleichzeitiger, oder doch wenigstens sehr alter Denkmale und Schriftsteller zu beweisen.

Der

Der Name Franken kömmt in der Römischen Geschichte zum erstenmahl in der Mitte des dritten Jahrhunderts vor, und begreift die Nationen aus Niederteutschland, die zur Zeit des Tacitus unter dem Namen Chauci, Cherusci, Chamavi, Bructeri ꝛc. vorkommen, und überhaupt alle diejenigen, welche zwischen dem Rhein und der Elbe wohnten, und sich unter diesem Namen zusammen vereinigten. Einen ganz unstreitigen Beweis hievon giebt die berühmte Peutingersche Tafel, die älteste topograghische Charte, welche wir haben und die zur Zeit des K. Theodosius verfertiget ist. (*) In derselben findet man längst dem Rhein und dem teutschen Meer mit grossen Buchstaben die Worte: *Chauci, Ampsivarii, Cherusci, Chamavi, QVI ET FRANCI*, und nachher gleichfalls mit großen Buchstaben den Namen dieses Landes: Francia, auf welches denn längst dem Ober-Rhein die Namen Suevia und Allemannia folgen. Bey diesem alten und ehrwürdigen Denkmale kann man gar nicht zweifeln, daß die Franken, ehe sie über den Rhein giengen, an dem östlichen Ufer dieses Flusses gewohnet und daß sie alle auf der Peutingerischen Carte genannte Nationen, und selbst die Cherusker unter sich begriffen haben, die zur Zeit des Arminius, Varus und Tacitus an beyden Seiten der Weser wohnten. Nach einer Stelle des Claudianus (de laudibus Stiliconis, L. I.) müssen sich diese Franken bis an die Elbe hin ausgedehnet haben:

Pascat Belga pecus; mediumque ingressa per Albim
Gallico Francorum montes armenta pererrent,

und in dem Gedicht de quarto Consulatu Honorii v. 450.

— — — — venit accola silvæ
Bructerus Hercyniæ, latisque paludibus exit
Cimbrus, et ingentes Albim liquere Cherusci.

 Einen

(*) Das Original dieser ältesten Landcharte befindet sich in der Kayserlich-Königl. Bibliothek zu Wien, und man hat eine prächtige Ausgabe davon, welche im Jahr 1753. zu Wien durch den Hrn. von Scheib in Folio besorget ist.

Einen noch deutlichern Beweis dieses Satzes giebt folgende Stelle des Geographus Ravennas aus dem siebenten Jahrhundert:

Prima ut hora noctis *Germanorum est patria, quæ modo a Francis dominatur*, cujus post terga infra Oceanum Insula Britannia invenitur. — — Quarta ut hora noctis Normannorum est patria, quæ et Dania ab antiquis dicitur, cujus ad frontem Albes, vel patria Albis. Maurungani certissime antiquitus dicebatur. *In qua Albis patria per multos annos, Francorum linea remorata est.*

Diese Stelle ist allerdings dunkel und sehr bestritten worden. Leibnitz in der Dissert. de Origine Francorum, sezte das alte Maurunganien an die Küsten der Ostsee, und wollte die Franken dadurch bis nach dem jezigen Pommern erstrecken; Gundling aber behauptet, daß es an der Küste der Nordsee gelegen. Wenn aber auch die Richtigkeit dieser beyden Meynungen unentschieden bleibt, so ergiebt sich doch aus den angeführten Stellen dieses alten Geographen und des Claudians ganz deutlich, daß die Franken sich bis an die Elbe ausgedehnet haben, welches genug ist, meinen Saz zu beweisen. Man muß sich hier durch den Namen von Francia orientalis, den man im neunten Jahrhundert in der Gegend des Ober-Rheins findet, und des heutigen fränkischen Creyses, nicht irre machen lassen; diese Benennungen sind späteren Ursprungs und kommen daher, daß die fränkischen Könige, welche Gallien und Teutschland zugleich beherrschten, diese beyde Reiche durch die Namen Francia orientalis und occidentalis unterschieden. Ich übergehe hier übrigens die Salier, die Ripuarier, die Sicambern und den Trojanischen Ursprung der Franken, weil alles dieses fabelhaft ist, und zu meinem Zweck nicht gehört.

Ich gehe vielmehr in der Untersuchung über die alten Völker nach der geographischen Lage und Folge fort. Es ist nicht schwer zu beweisen, daß die Cimbern und Teutonen, welche zur Zeit des Marius die berühmte Unter-

ternehmung in Gallien vornahmen, und die einen Theil ihrer Nation im Vaterlande zurückliessen, hinter den Franken und diesseits der Elbe in der Cimbrischen Halbinsel, das ist: in dem heutigen Jütland, Schleßwig und Holstein, wie auch in Mecklenburg gewohnet haben. Tacitus sagt ganz deutlich in der Stelle, wovon ich eine Uebersetzung gegeben habe: Eundem Germaniæ ſinum proximi Oceano Cimbri tenent. *Plinius* Hiſt. Nat. L. IV. c. 27. sagt: Promontorium Cimbrorum, excurrens in maria longe peninſulam efficit; und Pomponius Mela: L. III. c. 3. Super Albim Codanus ingens ſinus eſt, — eo ſunt Cimbri et Teutoni. Diese Völker wurden durch ihre Auswanderungen natürlich sehr geschwächet, und vermischten sich daher in folgender Zeit, oder waren vielleicht dieselbe mit den Angeln, Sachsen und Jüten, die im fünften Jahrhundert Britannien eroberten. Der Erdbeschreiber Ptolomäus, der im zweiten Jahrhundert gelebt, setzet schon die Sachsen nahe an die Cimbern: Hinc ſuper cervicem cimbricæ Peninſulæ Saxones, ipſam vero Peninſulam ſupra Saxones tenent Singulones. Cluver setzt die Angeln in das heutige Mecklenburg und Lauenburg nach folgender Stelle eben dieses Ptolomäus: Populorum introrſus mediterranea colentium maximi ſunt ipſi Suevi, *Angili*, Orientaliores quam Longobardi, verguntque verſus ſeptentrionem usque ad medium Albis. Tacitus, der älter ist, als Ptolomäus, sagt nichts von den Sachsen, sondern setzt neben den Cimbern die Fosen, welches einige für eine verdorbene Leseart des Namens der Sachsen halten. Er setzet (Cap. 40.) die Angeln nahe an die Variner, die an der Warne im Mecklenburgischen gewohnt zu haben scheinen. Nach so vielen Zeugnissen der ältesten Geschichtschreiber und Geographen kann es nicht bezweifelt werden, daß die Cimbern und Teutonen, so wie ihre Nachbaren oder Nachfolger die Sachsen und Angeln, welche Britannien erobert, und die jetzige Brittische Monarchie

gestiftet haben, ächt teutsche Nationen gewesen sind, deren ursprünglicher Stammsitz zwischen der Elbe und Oder an den Küsten und in der Gegend des baltischen Meeres (Sinus Codanus oder Mare Suevicum bey den Alten) gewesen ist, als womit auch die Nachrichten des Beda und der ältesten englischen Geschichtschreiber übereinstimmen. Die in Teutschland zurückgebliebenen Sachsen vereinigten sich nachhero wieder mit verschiedenen benachbarten Nationen, theilten ihnen ihren Namen mit, und nahmen den grossen Strich von Teutschland zwischen der Elbe und dem Rhein ein, den die Franken verlassen hatten, da sie nach Gallien giengen.

Das ganze Land zwischen der Elbe, der Donau und der Weichsel, hieß Suevien, und enthielt über funfzig germanische oder teutonische Nationen. S. Tacitus c. 38. Dio Cassius L. 55. Strabo, Plinius L. IV. c. 12. auch Cluver in Germ. antiqua L. III c. 25. Und so waren also auch die Sueven und Vandalen (letztere machten eine Unterabtheilung der ersten) unstreitige Teutsche, die aus Teutschland nach Panonien, Italien und Gallien giengen, und zuletzt ein Reich in Spanien errichteten, das nachher mit dem Westgothischen vereiniget wurde, und eins in Afrika, das Justinian zerstörete. Tacitus zählt die Sueven und Vandalen unter die fünf grossen Stammnationen Germaniens, und Plinius fügt gleichfalls die Vindeler, unter welchen ohne Zweifel die Vandalen zu verstehen sind, hinzu. Dio Cassius setzt den Ursprung der Elbe in den Vandalischen Bergen, (in montibus Vandalicis) also im jetzigen Böhmen, und in der Theodosischen oder Peutingerschen vorhin angeführten Landcharte siehet man die Vandalen gerade in derselben Gegend neben den Marcomannen, den alten Einwohnern von Böhmen. Alle diese Umstände machen die alte Meynung sehr warscheinlich, daß die Vandalen in der jetzigen Lausitz und der Mark Brandenburg gewohnet haben. Sehr unrecht haben neuere, mit der alten

ten Geographie nicht sehr vertraute Schriftsteller, die Vandalen, wegen der geringen Aehnlichkeit der Namen, mit den Veneden verwechselt, welche erst nachher die von jenen verlassene Länder einnahmen. Diese Veneden, die man gewöhnlicher auch Slaven nennet, wohnten zu Tacitus Zeit hinter den Sueven, und dieser Schriftsteller ist im 46. Capitel unschlüssig, ob er sie zu den germanischen oder sarmatischen Völkern rechnen solle? Sie gehörten unstreitig zu den sogenannten Sarmaten und ihre Sprache war Slavonisch, Scythisch oder Sarmatisch, so wie die der heutigen Pohlen, Russen und Böhmen. Hätten die Vandalen auch zu diesem Völkerstamm gehöret, so würde man gewiß in der jetzigen spanischen Sprache einige Spuren der slavischen finden, aber man findet blos die der teutschen.

Nach dem Tacitus, Ptolomäus und Vellejus Paterculus wohnten hinter der Elbe gegen die Oder hin, die Semnonen, eine Suevische Nation, deren Sitz also in die heutige Mark Brandenburg zu treffen scheint. Tacitus nennt sie die ältesten und edelsten Sueven. In der grossen Völkerwanderung erscheint diese Nation nicht unter ihrem alten Namen, und man kann ihr nicht mit Sicherheit den berühmten Zug der Gallischen Sennonen nach Rom und Griechenland beylegen, und von ihrem Anführer Brennus den Namen des jetzigen Brandenburg ableiten.

Auch die Longobarden, die im sechsten Jahrhundert ein grosses Reich in Italien stifteten, das zwar durch Carl den Grossen zerstöret wurde, dessen Spur aber sich noch bis jetzt in dem Namen der Lombardey erhalten hat, auch diese sind ein Germanisches Volk, das zu dem grossen Stamm der Sueven gehörte. Tacitus (c. 40.) setzt sie hinter die Semnonen; Ptolomäus, Strabo und Vellejus Paterculus nahe an die Elbe, und nach diesen alten Schriftstellern bestimmt Cluver (in Geogr. ant. L. 3. c. 26.) mit vieler Wahrscheinlichkeit ihren Sitz

in

in der jetzigen Altmark, und widerlegt zugleich ihre Ableitung aus Schweden, die einige neueren Schriftsteller versucht haben.

Eben so sind auch die Burgunder (welche in Gallia Lugdunensi ein Reich stifteten, das nach ihnen benannt, nachher aber von den Franken zerstört und dem ihrigen einverleibet wurde) eine suevische oder vandalische, also eine teutsche Nation. Plinius (L. 4. c. 14.) und Ptolomäus bestimmen ihre Sitze zwischen der Oder und Weichsel, also wahrscheinlich in der jetzigen Neumark.

Die Nation der Gothen ist die, welche das meiste Aufsehen in Europa und Asia gemacht, und den Namen der Römer fast verdunkelt hat. Sie war in zwey Hauptstämme der Ost- und West-Gothen getheilet, die von zwey alten und berühmten Königsgeschlechtern der Balthen und Amalen regieret wurden. Sie stritten bald für, bald wider die Römer, erfüllten Europa und Asien mit dem Schrecken ihrer Waffen und stifteten neue Reiche in Pannonien, in Italien, in Gallien und in Spanien. Das letztere dauert noch itzt fort, und die Spanische und Portugiesische Nation, vorzüglich aber der Adel derselben, rühmet sich mit Recht, von diesen Gothen abzustammen. Einige, aber nicht alte griechische und römische Schriftsteller, haben die Gothen mit den Geten in Asien vermischt und sie zu einer scythischen und sarmatischen Nation machen wollen, wegen Aehnlichkeit des Namens, und weil die Gothen zuletzt am Pontus Euxinus oder schwarzen Meer in der Nähe der Geten gewohnet. Aber dahin waren die Gothen erst in neuern Zeiten gegangen, nachdem sie aus dem Norden gekommen, worinn ihre eigene älteste Geschichtschreiber, als Jornandes und Warnefried übereinstimmen. Ausser diesen Zeugnissen, welches die Meynung einiger neuen Griechen und Römer weit überwiegen muß, zeiget sich auch durch die Sprache und Sitten, daß die Gothen eine ganz teutsche Nation gewesen. Einen schönen Beweis hiervon giebt die mit der

der alten teutschen Sprache übereinstimmende Gothische Uebersetzung des neuen Testaments von dem Gothischen Bischof Ulphilas, welche die schwedischen Kriegesvölker in dem dreyßigjährigen teutschen Kriege in der Westphälischen Abtey Werden wieder gefunden und nach Upsal gebracht, wo dieses kostbare Denkmahl des Alterthums noch unter dem Namen des silbernen Buchs (Codex argenteus) aufbehalten wird. Eben so wird dieser Satz durch die jetzige spanische Sprache bewiesen, welche, wie schon gesagt ist, einige Spuren der teutschen, aber keine der slavischen oder sarmatischen Sprachen enthält. Den Schweden, deren Sprache im Grunde teutsch ist, stehen diese Gründe nicht entgegen, wenn sie mit grösserer Wahrscheinlichkeit behaupten, daß die Gothen ursprünglich aus Schweden gekommen sind. Sie gründen ihre Meynung theils auf die noch fortdauernde Benennung der Provinz Gothland in Schweden, theils auf die Zeugnisse des Jornandes, eines gothischen Bischofs und Geschichtschreibers aus dem sechsten Jahrhundert, und des Longobardischen Geschichtschreibers Paulus Diaconus oder Warnefried aus eben der Zeit, welche auf den Grund alter Traditionen und Gesänge, die Gothen und Longobarden schon zur Zeit des K. Tiberius aus jenem berühmten Scandinavien oder Scanzien ausgehen lassen, die sie vaginam et officinam gentium nennen, und unter dem man gewöhnlich die grosse Halbinsel, die jetzt in die Reiche Schweden und Norwegen getheilet ist, und die dänische Inseln versteht. Aber diese Schriftsteller liebten zu sehr das Wunderbare, hatten keine andere Quelle als mündliche Ueberlieferungen, und verdienen also schwerlich Glauben, wenn sie Begebenheiten erzählen, die so weit von ihnen entfernet, und so wenig wahrscheinlich sind. Denn in der That kann man nicht wohl annehmen, daß so zahlreiche Nationen aus einem so wenig fruchtbaren Lande, als Norwegen und Schweden, sollten ausgegangen seyn. Noch entscheidender aber wird jene

Behauptung

Behauptung durch das Zeugniß der viel ältern griechischen und römischen Schriftsteller widerlegt, die entweder zur Zeit jener vorgegebenen Wanderung oder noch vor derselben gelebet haben, und die Gothen unter dem Namen: Gothones, Guthones, Githones hinter die Lygier (unstreitige Bewohner des heutigen Schlesiens) an die Weichsel und nahe an die Küste des baltischen Meeres, in der Gegend, wo man den Bernstein findet, und in die Nachbarschaft der Pommerschen Rügier setzen. Diese Lage giebt ihnen **Plinius**, wenn er nach der Angabe des ältesten Geographen **Pytheas** sagt: (*) „**Pytheas** glaubet, daß die **Guttonen**, ein **Germanisches** „**Volk**, an dem Busen oder Haf des Weltmeeres (der „Ostsee) genannt **Mentonomon**, wohnen, in einem „Raum von sechs tausend Stadien, davon aber in eines „Tages Schiffarth, die Insel Basilia abliege; daß die „Auswürfe des gefrornen Meeres durch die Wellen da„hin gebracht, und daß die Einwohner es als Holz ge„brauchen, und den benachbarten Teutschen verkaufen. „**Philemon** sagt, daß der **Bernstein** eine Flamme ge„be." **Tacitus**, der bald nach **Plinius** zur Zeit des K. „Trajans lebte, hat in seinem Germanien folgende merk„würdige Stelle: (**) „Jenseit der **Lygier** werden die **Gotho**-

(*) Plinius Hist. nat. L. XXXVII. c. 2. Pytheas credidit, *Guttonibus, Germaniæ genti, accoli æstuarium Oceani, Mentonomon* nomine, spatio Stadiorum sex millium, ab hoc diei navigatione insulam abesse *Abalum (vel Basiliam)*; illo vere fluctibus avehi, et esse concreti maris purgamentum, incolas pro ligno ad ignem uti eo, proximisque Teutonis vendere Philemon ait flammam ab ELECTRO reddi &c. Die Beschreibung, welche Plinius von diesem *Aestuario* der Ostsee machet, ist sehr ähnlich dem bekannten Frischenhaf, bey dem Ausfluß der Weichsel und der damit umflossenen Insel der sogenannten **Nährung**.

(**) Tacitus in Germania: c. 43. Trans Lygios *Gothones* regnantur, paulo jam addictius, quam ceteræ Germanorum gentes, nondum tamen supra libertatem; protinus deinde ab Oceano *Rugii* et Lemovii.

„Gothonen noch etwas strenger, als die übrigen teut„schen Völker beherrschet, doch nicht so, daß sie ihre Frey„heit verlieren; hernach folgen nahe an dem Ocean die „Rügier und Lemovier." Strabo, der zur Zeit des K. Tiberius, also auch der vorgegebenen Auswanderung der Gothen aus Scandinavien, lebte, sagt im siebenten Buche: (*) „Der südliche Theil Germaniens, jenseit „der Elbe, wird zuerst von den Sueven bewohnt, auf „welche denn das Land der Geten folget ꝛc." Wenn man alle diese zwar an sich etwas dunkle und von geographischen Fehlern nicht freye Stellen der ältesten und glaubwürdigsten Schriftsteller untersuchet und vergleichet; so muß man dem gelehrten Cluver (**) und dem Prätorius (***) beystimmen, welche mit vielen hier überflüßigen Gründen behaupten, daß der ursprüngliche Stammsitz der Gothen längst den Ufern des Baltischen oder Suevischen Meers (welches sie mit dem Ocean oder Weltmeer vermischen) an und jenseit der Weichsel, in den Ländern gewesen sey, die jetzt Hinterpommern, Pommerellen und Großpohlen heissen, von Danzig und Preussen (als dem einigen Lande, das Bernstein hat) an, bis zu dem Lande der Lygier oder Schlesier. Diese Meynung bekömmt noch dadurch einen neuen Grund, daß Tacitus die Gothen nahe an die Rügier und diese nahe an den Ocean, oder das Baltische Meer setzt. Diese Rügier wohnten nach dem Tacitus und Ptolomäus, (bey dem sie

(*) *Strabo* L. VII. Latus autem Germaniæ meridionale, quod est trans Albim, continuo Suevi tenent: Post hos *Getarum* regio attingit, arcta initio, qua juxta austrinam partem secundum Istrum protenditur, et e regione finibus Hercyniæ silvæ, partem montium ipsa quoque complectens: deinde versus septentrionalem dilatatur usque ad Tyrigetas. Und in einer andern Stelle sagt er: In mediterraneis Bastarnæ sunt Tyrigetis et Germanis contermini fereque ipsi Germanici generis.

(**) In seiner Germania antiqua Buch 3. c. 34.

(***) In seinem Buch de orbe gothico.

sie Ruticlii heissen) zwischen der Oder und Weichsel, also in Pommern, wo man noch jetzt in dem Namen der Insel Rügen und der Stadt Rügenwalde unstreitige Denkmahle ihres Daseyns findet, so wie die *Sidini* des Ptolomäus ihr Andenken in dem Namen der Pommerschen Hauptstadt Stettin (*Sedinum*) erhalten haben. Nach dem Zeugniß der Römischen und Gothischen Geschichtschreiber verbanden sich diese Rügier mit den Gothen bey dem Einbruch in die Römische Provinzien und der Eroberung von Italien. Ein anderer Theil der Rügier vereinigte sich mit den Herulern (*) unter dieser ihrem Könige Odoacer, stürzten den letzten Römischen Kayser Romulus, und stifteten das Reich der Heruler und Rügier in Italien, das aber nur kurze Zeit bestand.

Ich glaube also mit so viel Gewißheit, als bey so entfernten Begebenheiten möglich ist, bewiesen zu haben, daß die Franken, die Burgunder, die Longobarden, die Angelsachsen, die Vandalen, die Gothen, die Rügier, die Heruler, also die vornehmsten Nationen, welche das Römische Reich zerstöret, und die Monarchien des heutigen Europa gestiftet haben, ächt teutschen Ursprungs gewesen sind; daß ferner das ursprüngliche Vaterland der Franken zwischen dem Rhein und Elbe und das aller übrigen genannten Völker in dem weiten Raum zwischen der Weser und Weichsel gewesen sey, also in dem jetzigen Pommern, der Mark Brandenburg und andern Provinzen der Preussischen Monarchie und einigen angränzenden Ländern. Ich könnte noch eine grosse Menge Zeugnisse alter Geschichtschreiber zum Beweise dieses Satzes anführen; ich begnüge mich aber nur noch eine allgemeine

(*) Heruler, welche man für die vom Tacitus bey die Rügier gesetzte Lemovier hält, sind gleichfalls ein teutsches aus den Gegenden zwischen der Oder und der Weichsel herstammendes Volk, welches man hier auszuführen für überflüßig hält, da ihr Name erloschen ist. Cluverius in seiner Germania antiqua Buch 3. c. 25. hat solches überflüßig erwiesen.

meine Stelle des alten Longobardischen Geschichtschreibers, Paul Warnefried, (*) herzusetzen, in der er saget: „Die Gothen, Wandalen, Rügier, Heruler, und „Turcilinger, wie auch andere wilde und barbarische „Völker, sind aus Germanien hergekommen.“

Man kann also mit gutem Grunde behaupten, daß nicht Scandinavien, sondern der Norden von Teutonien, oder Teutschland, die Werkstäte der Völker (vagina et officina gentium) der Alten gewesen sey, aus der die vielen nordischen Völker gekommen, welche die Griechen und Römer Barbaren nannten, von welchen sie aber gänzlich bezwungen und verdunkelt wurden. Man setzet dieser Behauptung mit einigem Schein entgegen: es sey kaum möglich zu begreifen, daß so viele Millionen Menschen aus einem Lande hätten ausgehen können, das von so mäßigem Umfange, so wenig fruchtbar und in jenen Zeiten fast gar nicht angebauet, sondern nur von nomadischen Horden bewohnet war. Diejenigen, welche diese Einwürfen machen, halten es daher wahrscheinlicher, mit einigen Römischen und Griechischen Schriftstellern zu glauben, daß mehrgenannte Völker nicht aus Teutschland, sondern aus dem weitläuftigen Scythien und Sarmacien, und aus fruchtbareren Gegenden des Euxinischen und Caspischen Meers gekommen seyn. Aber ihnen stehet theils das Zeugniß der obangeführten älteren und glaubwürdigern Römischen, Griechischen und Gothischen Geschicht- und Erdbeschreiber Plinius, Tacitus, Ptolomäus, Strabo und Jornandes, von welchen die beyde ersteren selbst in Teutschland gewesen, entgegen; theils auch selbst der aus der Natur der Sache hergenommene Grund: daß die sogenannten barbarischen Völker ihr Vaterland verlassen, um bessere Gegenden zu suchen, und also, wenn sie bessere Sitze in

 Sey-

(*) In hist. Longobard. L. I. c. 1. Gothi siquidem, Wandalique, Rugi, Heruli, atque Turcilingi, nec non etiam aliæ feroces et barbaræ nationes a Germania prodierunt.

Scythien gehabt hätten, sie nicht verlassen haben würden. Bey näherer Untersuchung wird man aber auch obgedachte nur scheinbare Widersprüche wohl heben und vereinigen können. Man darf nur erwägen, daß diese Nationen nicht auf einmal, sondern in der Folge von sechs Jahrhunderten von ihrem Vaterlande ausgegangen sind; daß sie sich in diesem langen Zeitraum, theils durch ihre eigene Vermehrung öfters vervielfältiget, theils immer eine die andere ersetzet haben; daß sie bey dem Marsch durch das Land der benachbarten, oder überwundenen Nationen, dieselbe, nach dem bekannten Beyspiele des Attila, mitgenommen, und sich, wie ein Schneeball, vermehret haben; daß die Römer ihre Zahl sichtbar vergrössert, theils aus Furcht, theils um desto mehr Ehre von ihren Siegen über dieselbe zu haben; daß man auch die Weiber und Kinder mitgezählet; daß diese Nationen, selbst nach Tacitus Zeugniß, nicht blos von Jagd und Fischerey lebten, sondern auch den Ackerbau trieben; daß die Simplicität der Sitten, die mäßige und thätige Lebensart, und besonders die den Teutschen eigene Keuschheit, (*) die Ehen dieser Nation fruchtbarer und ihre Bevölkerung also grösser machen mußten, als sie zu unserer Zeit sind. Diese physische und moralische

(*) Es ist allgemein bekannt, was Tacitus zum Ruhm der Teutschen von ihren reinen Sitten und besonders von der Keuschheit und Fruchtbarkeit ihrer Ehen in seinem Germanien c. 19. und 20. saget. Diese gute Sitten haben sich von den Zeiten des Tacitus aus dem ersten Jahrhundert bis zum vierten, und zum Anfang der Völkerwanderungen sehr wohl erhalten. Salvianus P. 7. de providentia Dei, und Orosius P. 7. c. 32. 41. und andere Römische Schriftsteller dieser Zeit werfen durchgängig den Römern vor, daß die vermeyntlichen Barbaren, die Gothen, Wandalen und Sachsen, sie sehr weit nicht allein an Tapferkeit, sondern auch in Religion, Ehrbarkeit, Gerechtigkeit, Mäßigung, Keuschheit und selbst in der Gelindigkeit ihrer Regierung so sehr übertreffen, daß selbst die Römer wünschten lieber von diesen Barbaren, als von ihrer eigenen Nation beherrscht zu werden.

lische Tugenden und Vorzüge, die ausnehmende Tapferkeit, die gleich grosse Begierde nach Ruhm und Beute, mit einer allgemeinen Verachtung des Todes und der Gefahren, und mit einer gewissen unbezwinglichen Wildheit verbunden, waren die Züge, die nach dem Zeugniß des Tacitus und aller Griechischen und Römischen gleichzeitigen Schriftsteller, den Hauptcharakter der alten Teutschen ausmachten. Und hierinn liegen ohne Zweifel die nächsten und würksamsten Ursachen des ausnehmenden Uebergewichts der Völker aus Nord-Teutschland über die Römer, diese Ueberwinder der Welt, welche aber ihren ersten Vorfahren gar nicht mehr ähnlich waren. Die ganze Römische Geschichte seit dem Untergange der Republik zeiget fast keinen Kayser, der den beyden Theodorichs der Ost- und West-Gothen, einem Totilas, einem Genserich und so vielen anderen Königen und Generalen, welche die deutsche Nation von dem dritten bis ins siebente Jahrhundert hervorgebracht hat, in Absicht der Helden- und Regententugenden an die Seite zu setzen wären. Nimmt man alle diese Umstände und Betrachtungen zusammen; so lassen sich die Eroberungen der teutschen Völker gar wohl begreifen. Indessen bleibt es für sie immer sehr rühmlich, daß sie mit einer so mäßigen Volksmenge, ohne alle Cultur, ohne Einigkeit (da sie in hundert verschiedene von einander ganz unabhängige Nationen vertheilet waren) ohne Waffen, ohne eine feste monarchische Regierungsform, die nur allein sich zum Kriege und zu Eroberungen schickt, daß sie, sage ich, bey allen diesen nachtheiligen Umständen, der mächtigsten und zahlreichsten Nation des Erdbodens, die alle eben genannte Vortheile über sie hatte, nicht nur widerstehen, sondern auch diese ihr überlegene Nation und ihr Reich gänzlich zerstören, und auf ihren Trümmern fünf oder sechs neue Reiche gründen konnten, die zwar nicht so groß als das Römische, aber viel fester und dauerhafter sind, und nach der gegenwärtigen allgemeinen Ver-

fassung von Europa zu urtheilen, vermuthlich so lange als die Welt selbst bestehen werden.

Der berühmte Montesquieu sucht in seinem unsterblichen Werk (Esprit les Loix L. 14.) die Gründe der Superiorität der nordlichen Völker und besonders der Teutschen vor den Römern und überhaupt den südlichen Völkern, so wie ihres vorzüglichen Muths und anderer moralischen Eigenschaften, in physischen Ursachen, besonders der Natur des Klima und der Spannung der Nerven und Fibern, welche die kalte Luft im Norden zusammenziehe, die warme und trockne aber im Süden erschlaffe, als welches auch die tägliche Erfahrung der Kälte und Hitze einem jeden Menschen zeige. Er leitet hieraus das grosse Selbstvertrauen, die Herzhaftigkeit, den Edelmuth, die Freymüthigkeit, Thätigkeit, Grösse und Hoheit der Seele bey den nordlichen Nationen ab. Ein Eingebohrner der nordischen und preussischen Lande kann dieses Urtheil des Montesquieu nicht lesen, ohne ihm beyzustimmen, und sich selbst von gleich grossen Gesinnungen durchdrungen zu fühlen. Eine genauere Prüfung dieser berühmten Meynung des Montesquieu würde mich hier zu weit führen. Man wirft ihm vornehmlich vor, daß er sich ein Lieblingssystem erdacht, und demselben nachher Beobachtungen und Gründe angepasset habe, die die Eigenliebe gewisser Nationen und Schriftsteller schmeicheln müssen, und daß seine Meynung vom Einfluß des Klima eine Folge dieses Systems sey. Mich dünkt aber, daß man eher geneigt seyn sollte, ein System anzunehmen als zu verwerfen, in dem Uesachen und Würkungen nach einer richtigen Verbindung von wohl erwiesenen Beobachtungen zusammenhängen. Wenn in der That ein Raisonnement dieser Art durch fortgehende und zusammenhängende Beobachtungen einen Grad von Evidenz und Gewißheit erhalten kann; so darf man ihn dieser Meynung des Hrn. von Montesquieu nicht absprechen, die besonders in Absicht

sicht des nördlichen Deutschlands auf die Erfahrung aller Jahrhunderte gegründet ist. Ich glaube, diese Erfahrung und die Richtigkeit der angeführten Beobachtung durch die Thaten und Unternehmungen der Teutschen während der ganzen Dauer der Republik und des Römischen Reichs, und nach dem Untergang desselben, also während der ersten Jahrhunderte unsrer Zeitrechnung überzeugend bewiesen zu haben, und dieses zwar vornemlich selbst durch die Zerstörung des Römischen Reichs und durch die Errichtung der neuen Monarchien in Europa. Im fünften und sechsten Jahrhunderte nahmen die Slaven, Veneden, Bastarner, eben die Nationen, welche die Alten sarmathische oder scythische hiessen, die Gegenden zwischen der Elbe und Weichsel ein, die von den Deutschen bey ihren Wanderungen verlassen worden. Alle diese Nationen haben beynahe gleichen Ursprung, und gleiche Sprache, durch die sie wesentlich von den germanischen Nationen unterschieden sind. Sie besassen die angezeigten Gegenden bis ins zwölfte Jahrhundert, und gerade während dieser Periode findet man hier nicht mehr den Geist und Charakter von Tapferkeit und Thätigkeit, der einer deutschen Nation eigen ist. Aber im zwölften Jahrhundert erscheint dieser Geist wieder, da Albrecht von Ascanien, mit dem Beynamen der Bär, der erste Brandenburgische Markgraf aus dem erlauchten Hause Anhalt, die Slaven in der Mark, eine unter sich selbst uneinige, träge, unwissende und grosser Handlungen wenig fähige Nation, zum Christenthum bekehrte und sich unterwarf, zum Theil auch ihre Stellen durch deutsche Kolonisten ersetzte, die er aus Sachsen, Braunschweig und den damals durch einen schrecklichen Orkan verwüsteten Niederlanden zog. Ich habe diese Volksveränderung, die auf gleiche Art in Pommern und Mecklenburg vorgieng, in einer Abhandlung über die Frage bewiesen, der diese erleuchtete Akademie vor sieben und zwanzig Jahren den Preiß zuerkannt, und wegen

welcher sie mir die Ehre erwiesen hat, mich zu ihrem Mitgliede zu ernennen.

Seit der angeführten Periode liefert die Geschichte Beyspiele genug, daß sich die Beherrscher und Bewohner Brandenburgs durch ausnehmende Tapferkeit und Tugenden vor andern Nationen ausgezeichnet haben. Der Markgraf Albrecht der Bär selbst war einer der größten Männer seiner Zeit, Schöpfer seiner Nation und seines Markgrafthums, denen beyden er einen hohen Grad von Stärke, Consistenz und Ausdehnung gab. Die Mittel waren gering, mit denen er sich große Macht und grossen Ruhm errang. Er widerstand seinem mächtigen Nebenbuhler, Herzog Heinrich dem Löwen von Braunschweig, bezwang nicht nur die Slaven in der Mark, sondern demüthigte und schwächte auch diejenigen sehr, welche Pommern und Mecklenburg bewohnten. Unter seinen Nachfolgern vom ascanischen Stamm waren verschiedene Ottonen, die eine grosse Rolle im teutschen Reich spielten. Besonders aber erhob sich der letzte dieses Stammes, **Waldemar**, zu grosser Macht und Ruhm. Er eroberte die Laußnitz und Pommern, widerstand glücklich der vereinigten Macht der Könige von Schweden, von Dännemark, von Pohlen, des teutschen Ordens in Preussen, und noch sehr vieler anderer benachbarter Fürsten. Sein Ansehen war so groß, daß auf dem berühmten Turnier, das er zu Rostock anstellte, sogar der König von Dännemark und viele andere Fürsten erschienen.

Der auszeichnende National-Charakter der Beherrscher, des Adels und der Bewohner von Brandenburg verlohr sich wieder auf einige Zeit, während der schwachen Regierung der Markgrafen aus dem Bayerischen und Luxenburgischen oder Böhmischen Hause, die immer abwesend waren und nicht genug im Lande naturalisirt wurden. Aber dieser Charakter ist mit der Regierung des Hohenzollerischen Hauses auf das vollkommenste

menste und glorreichste wieder hergestellt, und er hat sich während derselben mit einer Stärke bewiesen, die fast kein Beyspiel hat. Kenner der Geschichte wissen, welche grosse Rollen die Churfürsten von Brandenburg, Friedrich I. und II. Albert Achilles, und besonders der grosse Churfürst Friedrich Wilhelm, so wie der letztverstorbene König gleiches Nahmens, im teutschen Reich und in ganz Europa gespielt haben. Diese erhabenen Regenten haben mit sehr mäßigen Mitteln und blos durch die Stärke und Kraft ihres Geistes, und die Thätigkeit und Vortreflichkeit ihres Charakters, den Grund zu dem so ansehnlichen Staate gelegt, der itzt unter dem Scepter und Namen des Königl. Preußischen Churhauses Brandenburg vereinigt ist. Aber immer war es doch noch einem über alles, was uns das Alterthum darstellt, erhabnen Geiste, unserm grossen Friedrich vorbehalten, in Landen von nur mäßiger Fruchtbarkeit, und deren Umfang kaum den vierten Theil einer der übrigen grossen europäischen Monarchien ausmacht, ein Reich zu stiften und zu befestigen, das keiner von diesen weder in Absicht der Macht, noch der innern Festigkeit, nachstehen darf, und das gemacht ist, mit jenen Monarchien die Welt auszudauren. Unser Staat gehört nicht zu jenen alten Monarchien, welche in der Verwirrung entfernter Jahrhunderte entstanden, und allmählig mehr durch das Ohngefähr der Begebenheiten und die Schwäche der Nationen, als durch die Klugheit ihrer Beherrscher, gegründet und vergrössert sind. Sie ist vielmehr eine neue macedonische Monarchie gleich jener des Philips und Alexanders, in einem sehr kurzen Zeitraum geschaffen; nicht durch die grossen Mittel, welche der Zufall, das Glück und beso ders die Vermählungen der Regenten herbeyzuführen pflegen, sondern vornehmlich durch die höhern Eigenschaften eines schöpferischen Geistes, durch seine bürgerliche und kriegerische Tugenden, durch Anwendung einer eben so gerechten, als weisen und thätigen

tigen Politik, und dann durch jene edle höhere Erweiterung des Geistes und des Herzens, die nicht nur Er selbst besitzt, sondern die Er auch seiner ganzen Nation mitzutheilen, und diese dadurch mit einem allgemeinen Geiste des Muths, der Thätigkeit, des Fleisses und der Ruhmbegierde zu beleben gewußt hat. Wir haben davon die glücklichen Würkungen während der ganzen Regierung unsers grossen Königs und besonders in den Gefahren des vorletzten Krieges gesehn. Mich dünkt, das Andenken und die Vorstellung der grossen Thaten und Tugenden unsrer Vorfahren können und müssen sehr viel beytragen dieses schöne Feuer des Patriotismus, der Tugend des Bürgers und des Kriegers, und diesen ganzen edlen Nationalgeist in den Gemüthern unsrer Jugend, des Adels, der Bürger und überhaupt aller Glieder unsres Staats, zu erhalten und fortzupflanzen. In dieser Absicht habe ich diesen Versuch eines Gemähldes der alten germanischen Nation gezeichnet, das vielleicht nicht ohne Nutzen eine geschickte Hand vollenden sollte. Die Zeit und Umstände haben mir nur erlaubt, hier eine allgemeine Idee von dieser Materie zu geben. Glücklich würde ich mich schätzen, wenn man die Gesinnungen eines Bürgers darinn erkennte, der seines Regenten, seiner Nation und seiner Vorfahren würdig zu seyn wünschet.

Abhandlung

welche

einige Anekdoten aus der Regierung

Churfürst Friedrich Wilhelms

des Grossen von Brandenburg

und besonders

Nachrichten von desselben See-Unternehmungen

enthält.

Abgelesen

in der Königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin

am 24. Jänner 1781.

von

Ewald Friedrich von Hertzberg,

Königl. Staats- und Cabinets-Minister, Mitglied der Akademie.

Aus dem Französischen übersetzt.

Berlin,

bey George Jacob Decker. 1782.

Abhandlung,

welche

einige Anekdoten aus der Regierung Churfürst Friedrich Wilhelms des Grossen von Brandenburg und besonders Nachrichten von desselben See-Unternehmungen enthält.

Abgelesen in der Königl. Akademie der Wissenschaften. Berlin, den 24. Jänner 1781. am Geburtstage des Königs

von

dem Königl. Staatsminister von Hertzberg.

Ich bin überzeugt, daß das Beyspiel unsrer Vorfahren, und der Wunsch ihrem Ruhm uns zu nähern, eine der mächtigsten Triebfedern bey den Menschen sey, um sie zu grossen, edlen und schönen Handlungen anzufeuern. In dieser Ueberzeugung habe ich mich bemüht, durch eine Abhandlung, die ich voriges Jahr und bey gleicher Gelegenheit in dieser erleuchteten Versammlung abgelesen, zu beweisen:

> Daß der Norden von Deutschland, zwischen dem Rhein und der Weichsel, und vorzüglich derjenige Theil desselben, welcher itzt die preussische Monarchie ausmacht, das ursprüngliche Vaterland der heroischen Nationen sey, welche durch die berühmte Völkerwanderung, das römische Reich zerstöret und die vornehmsten Monarchien des heutigen Europa gegründet und bevölkert haben.

Ich habe damals durch das übereinstimmende Zeugniß der römischen Schriftsteller aller Jahrhunderte bewiesen, daß sie die Deutschen für die gefährlichsten Feinde der Römer gehalten, und ihre Vorzüge in Absicht des Muths, der festen Entschlossenheit, der Gerechtigkeit,

der Mäßigung und alles dessen überhaupt, was einen großen und edlen Charakter ausmacht, anerkannt haben. Ich machte auch die Bemerkung, daß, wie dieser nordliche Theil von Deutschland, durch die Wanderung der alten Teutonen nach Süden fast ganz öde geworden, und die völlig verschiedene Nation der Slaven an ihre Stelle getreten, Jener Charakter vom 5ten bis zum 11ten Jahrhundert sich ganz verlohren, aber bald sich wiedergefunden habe, wie die Deutschen das Land zwischen der Elbe und Oder wieder eroberten und bevölkerten. Dieses zeigte sich besonders in der Mark Brandenburg während der Regierung des anhaltischen Hauses. Die drauf folgenden Regierungen der Markgrafen des Bayerischen und Böhmischen Hauses waren so schwach, daß dieser unterscheidende National-Charakter der Brandenburger sich ganz verlohr. Aber schon unter den ersten Churfürsten des Hauses Hohenzollern, Friedrich I, und II, und Albert Achilles, den drey größten Männern ihrer Zeit, wurde er wieder aufgeweckt, und zum höchsten Glanze, zur dauerhaftesten Stärke erhob sich dieser edle Charakter während der vier letzten Regierungen, und vorzüglich unter dem Grossen Churfürsten Friedrich Wilhelm und seinem noch grössern Urenkel, dem unsterblichen Monarchen, der uns itzt so glorreich regiert, dessen 69stes Jahrsfest wir heute feyern, und für dessen Erhaltung wir die feurigsten Wünsche zum Himmel senden. Jedermann weiß, zu welcher Macht Er seine Monarchie erhoben, wie dauerhaft Er sie gegründet, wie Er dem Charakter seines Volks Stärke, Festigkeit und Edelmuth der Gesinnungen gegeben habe. Welch weites Feld eröffnet sich hier der Beredsamkeit! welche schöne Veranlassung hätte ich heute den Panegyricus des ersten der Könige, des Größten der Menschen zu machen. Aber ich fühle mich dazu nicht fähig; hier werden mehr als die Talente eines Plinius erfordert; der Lobredner Trajans ist noch nicht genug um Friedrich würdig zu loben.

Die

Die schönste und vollständigste Lobrede würde eine ganz einfache, genaue und wahre Geschichte seiner Regierung und seiner Handlungen seyn. Man hat noch keine Geschichte, wie diese geschrieben seyn müßte. Die berühmten eines Thucydides, Tacitus, Polybius, Cäsars, Livius, Thuanus und Clarendon's könnten noch nicht Muster für dieselbe seyn. Sie müßte die lange, an grossen, zum Theil wundervollen Begebenheiten fruchtbare Regierung eines Prinzen beschreiben, bey dem alle Vorzüge der Natur und des Glücks zusammentreffen, eines Mannes, der gebohren, als der Souverain eines mäßigen Staats, diesen zu gleichem Range mit den größten und ältesten Monarchien zu erheben gewußt hat, der in einer Person die glänzendsten Eigenschaften des Monarchen, des Feldherrn, des Gesetzgebers, des Philosophen, des Dichters, des Geschichtschreibers, und Gelehrten vereint, und Alles hinter sich läßt, was Griechenland, Rom und alle übrige Nationen als das Größte und Erhabenste rühmen; dessen Thaten den Heldenmuth und die Taktik eines Hannibal, Scipio, Cäsars, Nassau, Gustavs und Türenne, so wie die Gesetzgebung eines Numa und Justinians, die Regierungen eines Trajans und Antonins, die Commentarien eines Cäsars, der Vergessenheit zu überliefern drohn; eines Prinzen endlich, der in jeder einzelnen Eigenschaft den Ruhm der Deutschen zu erhalten fähig ist, gleich jenem Schöpfer dieser Akademie, dem unsterblichen Leibnitz, der allein den Mathematikern, den Philosophen, den Geschichtschreibern, den Rechtsgelehrten und den Gelehrten aller Art jeder andern Nation entgegengesetzt werden kann. Eine durchaus wahre Geschichte einer solchen Regierung würde das interessanteste Gemählde unsers Jahrhunderts, das merkwürdigste und unterrichtendste Denkmahl für die Nachwelt, für die Regenten, für alle Menschen seyn. Aber wer diese Geschichte zu schreiben unternähme, müßte sich ein eben so erhabenes und allgemeines Genie fühlen,

len, wie es der Held dieser Geschichte selbst ist. Dieses Geschäft ist so schwer, daß wir Zeitgenossen es dem guten Glück der Nachwelt überlassen müssen.

Wenn Friedrich II. die Größe seiner Monarchie und seiner Nation auf einen Gipfel erhoben hat, von dem man kein gleiches Beyspiel in der ganzen Geschichte findet; so muß man doch auch seinem Aeltervater, Friedrich Wilhelm, Churfürsten von Brandenburg, die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß er hiezu vieles beygetragen und bereits den Grund der itzigen Grösse geleget und daß sein Jahrhundert diesem Fürsten mit mehrerm Recht, als vielen Königen, den Beynamen: des Grossen, gegeben habe. Wie er die Regierung im zwanzigsten Jahre seines Alters 1640. antrat, bestand sein Staat nur aus drey von einander getrennten Provinzen, der Mark, Preussen und Cleve, die alle entvölkert, ohne Vertheidigung und durch den zerstörenden dreißigjährigen Krieg so verwüstet waren, daß der Churfürst selbst nicht in der Mark bleiben konnte, sondern gezwungen ward, nach Preussen sich zu begeben. Aber nach den ersten acht Jahren seiner Regierung fand er Mittel seinen Staat wieder zu vereinigen und fester zu begründen, da der westphälische Friede ihm den eben so gerechten, als beträchtlichen Zuwachs von Pommern, Magdeburg, Halberstadt und Minden verschafte; da er durch den Wehlauischen Traktat seinem Herzogthum Preussen die Souveränität erwarb und sich in die Reihe der unabhängigen Fürsten erhob. Seit dem Westphälischen Frieden hielt er beständig eine wohlbewaffnete Armee von 20000. tapfern Brandenburgern und Pommern, die nachher der Grundstamm des heutigen grossen und mächtigen Preussischen Heers wurde, und mit der Friedrich Wilhelm bald allein, bald in Verbindung mit dem Kaiser Leopold, oder mit den Königen von Schweden, von Pohlen und von Dännemark, aber immer glücklich, obgleich immer gegen einen weit mächtigern Feind focht, wovon

die

die Schlacht bey Warschau, die drey Tage dauerte, ein Beyspiel ist. Nur Churfürst und Herzog glänzte er doch immer, und hielt gleichen Schritt sowohl in den Kriegen als in dem Einfluß in die grossen Geschäfte mit den Kaisern und den ersten Königen von Europa. So schloß er im Jahr 1660. mit dem Kaiser und den Königen von Schweden und Pohlen den berühmten Frieden von Oliva, und seit dieser Zeit behaupteten die Brandenburgischen Gesandten allenthalben ihren Rang unmittelbar nach denen der Könige. Unter allen Churfürsten allein wurde Friedrich Wilhelm von Ludwig XIV. immer als seinesgleichen behandelt; dieser sonst so stolze Monarch, suchte mit vielem Eifer seine Allianz, und nannte ihn in allen seinen Briefen *Monsieur mon Frere.* So viel Gewalt hat die Tugend selbst über das Vorurtheil! Nie hat Ludwig XIV. das persönliche Verdienst des Churfürsten von Brandenburg verkannt. Als er im J. 1672. die Republik Holland angriff, war der grosse Churfürst, nachdem er großmüthig allen seinen verführerischen Anträgen mit ihm gemeine Sache zu machen, widerstanden, der erste und der einzige, der es wagte, dem schnellen Lauf eines Königs sich zu widersetzen, der eine Armee von 300,000. Mann und Feldherrn, wie Türenne und Luxenburg, hatte. Muthig führte ihm Friedrich Wilhelm seine 20000. Mann über den Rhein entgegen. Und diesen Schritt that er zu einer Zeit, da weder der Kaiser, noch die Könige von England und Spanien es wagten, sich für die Republik zu erklären. Nur die Kühnheit seiner Unternehmung flößte ihnen Muth ein; sie gab ihn auch den Holländern wieder, und brachte sie von der Idee zurück, die die Verzweiflung eingegeben hatte, ihre Republik nach Batavia zu versetzen. Er ermunterte sie, die Würde eines Statthalters wieder herzustellen, die Waffen zu ergreifen, und nicht am Wohl des Staats zu verzweiflen. Er nöthigte sogar den grossen König, einen Theil von Holland zu räumen, und einen

nen Theil seiner Armee unter der Anführung des grossen Türenne ihm entgegenzuschicken. So rettete eine grosse und kühne Handlung Holland und vielleicht ganz Europa; eine Handlung, die weder von den neidischen Zeitgenossen, noch der oft zu gleichgültigen Nachwelt in ihrer ganzen Grösse erkannt ist, von der die Geschichte kein ähnliches Beyspiel aufzeigt, und die nur mit den Thaten verglichen werden kann, die wir unsern grossen Monarchen während des siebenjährigen Krieges haben thun sehen, in dem er gegen zwey Drittheile von Europa sich vertheidigte. Der Churfürst erwarb sich hiedurch nur den Ruhm der Großmuth und wurde selbst das Opfer derselben. Türenne war ein dankbarer Bewunderer und persönlicher Freund des Churfürsten, der ihm einen Verräther zugeschickt hatte, welcher den französischen Feldherrn ihm auszuliefern versprochen. Seine Zuredungen sowohl als die Uebermacht seiner Armee bewogen den Churfürsten im J. 1673. zu Vossem einen besondern Frieden zu schliessen, nach welchem er die Waffen zwar niederlegte, jedoch mit ausdrücklicher Bewilligung des Königs von Frankreich sich vorbehielt, im Fall eines Angriffs des deutschen Reichs, demselben nach seiner Pflicht beystehen zu dürfen. Frankreich versetzte ihn schon im folgenden Jahre in diesen Fall; und sogleich war Friedrich Wilhelm mit seinen 20000. Mann wieder am Rhein. Er stellte sich an die Spitze der Reichs-Armee, und wenn er mit einem so schlecht zusammengesetzten, und von dem österreichischen General Bournouville noch schlechter angeführten Heere über Türenne keine Siege erhielt, so behauptete er doch gegen diesen grossen Feldherrn, ohne einigen Verlust, die Gränzen und den Ruhm des Reichs. Frankreich, um diesen neuen Angriff des Churfürsten zu rächen, reitzte die Schweden gegen ihn auf, die im Jahr 1675. in die Mark einfielen. Auch diese mächtige Diversion erschreckte Friedrich Wilhelm nicht; mit unglaublicher Geschwindigkeit versetzte er seine kleine Armee vom

Rhein

Rhein an die Elbe, und überfiel ein beträchtliches Corps der Schweden bey Ratenau, noch ehe sie seine Gegenwart nur vermuthen konnten. Sie sammleten indeß eine Armee von 12000. Mann bey Fehrbellin, die eine vortheilhafte Stellung gewann und mit einer zahlreichen Artillerie versehen war. Der Churfürst hatte auf seinem geschwinden Marsche nicht seine ganze Armee mit sich nehmen können; doch stand er nicht an, sie mit wenigen Bataillons und Eskadrons, zusammen 6000. Mann, meistens Cavallerie, und mit ein paar kleinen Canonen anzugreifen. Und hiemit erfochte er den bekannten denkwürdigen Sieg, der wenig seinesgleichen hat, und in wenig Tagen vertrieb er die Schweden aus allen seinen Staaten. In den beyden folgenden Jahren entriß er dieser so kriegerischen und schon mit so vielen Lorbeern bedeckten Nation, blos allein mit seinen Truppen, ganz Pommern und die Städte Stettin und Stralsund, die damals schon sehr feste waren. Der berühmte schwedische General Horn war im Winter 1678. mit 16000. Mann aus Liefland in Preussen eingefallen, um dem Churfürst eine Diversion zu machen; aber Friedrich Wilhelm setzte sogleich einige tausend seiner tapfern Krieger auf Schlitten, und legte 80. deutsche Meilen mit einer solchen Schnelligkeit zurück, daß die Schweden ganz erstaunt über seine unerwartete Erscheinung, sich in größter Verwirrung und unter beständiger Verfolgung der Brandenburger bis an die Thore von Riga zurückzogen. Diese beyden Märsche des Churfürsten vom Rhein bis Fehrbellin und mitten aus der Mark bis Liefland, so wie die Schlacht von Fehrbellin selbst, haben so sehr das Gepräge von Grösse und Hoheit des Geistes, daß sie zu allen Zeiten die Bewunderung aller Kenner des Kriegs verdienen werden. Und diesen Unternehmungen kommen im Grossen und verhältnißmäßig vielleicht keine andre in der Geschichte bey, als jener denkwürdige Sieg, den unser Grosser König am 5. December 1757. bey

Leuthen erhielt, sicher der einzige seiner Art in den Annalen der Welt, so wie jene schöne, schnelle und weise Märsche, mit denen wir eben diesen Held in unsern Tagen nach Prag, von Rosbach nach Leuthen, von Olmütz nach Zorndorff, von Neisse nach Torgau mit grössern Armeen haben eilen sehen, um an jedem dieser Orte noch weit glänzendere Siege zu erkämpfen.

Aber auch nur allein der Churfürst war es, der in diesem Kriege Lorbeern sammlete und Eroberungen machte, während daß der Kaiser, die Könige von Spanien und England, verbunden mit der Republik Holland, ihn eben so wenig ruhmvoll als glücklich gegen Frankreich fortführten. Ermüdet durch ihre beständigen Niederlagen und neidisch auf das Glück des Churfürsten, schlossen diese Mächte im J. 1679. mit Ausschluß des letztern, den Nimwegischen Frieden. Friedrich Wilhelm, verlassen von ungroßmüthigen Alliirten, wurde nun von Frankreich gedrängt, alle seine Eroberungen an Schweden wieder abzutreten; dieses Opfer gieng ihm so nahe, daß er einige Zeit allein mit dem König von Dännemark den Krieg gegen Frankreich und Schweden fortsetzen wollte. Der Churfürst schlug diese kühne Idee seinen Generals und Ministers in einem Staatsrath vor, von dem sich noch ein sehr merkwürdiges Protokoll im Königl. Archiv befindet. Er wollte mit seiner gewöhnlichen Schnelligkeit nach Minden marschiren, und daselbst die französische Armee unter dem Marquis de Crequi überfallen, ehe sie durch neue Verstärkungen ein zu grosses Uebergewicht über die seinige erhalten könnte. Nur die Vorstellung seiner Minister, daß wenn auch ein so gewagtes Unternehmen, und ein so ununterbrochener Widerstand gegen den mächtigsten Monarchen von Europa gelingen sollte, er doch nothwendig seine Staaten hinter sich einem sichern Anfalle der Pohlen aussetzen würde; — nur diese Vorstellung, hielt ihn von der Ausführung dieses Gedankens ab, da die Pohlen allerdings sehr

übel gesinnt waren, und nur diese Gelegenheit erwarteten, um ihn anzugreifen. Diese Betrachtung bewog vornehmlich den Churfürsten, endlich mit Frankreich und Schweden den Frieden von St. Germain zu schliessen, der doch weit anständiger, als der Nimwegische war. Frankreich ließ ihm in demselben doch wenigstens die Orte zurückgeben, welche die Schweden diesseits der Oder hatten, und bezahlte ihm für den Rest von Pommern eine sehr beträchtliche Summe. Als er diesen Frieden unterzeichnen sollte, sagte er in einer Art edler Verzweiflung zu seinen Ministern: Er wünsche nicht schreiben zu können, um nicht einen Frieden zu unterschreiben, durch den er an die Krone Schweden einen Theil von Pommern, seines alten und rechtmäßigsten Erblandes, abtreten müsse.

Ludwig XIV. hatte während dieses Krieges den reellen und persönlichen Werth der Freundschaft des Churfürsten von Brandenburg noch mehr kennen lernen, und er bemühte sich nun mit desto mehr Eifer um seine Allianz. Der Churfürst, mit Recht durch die Undankbarkeit beleidigt, mit der seine bisherige Alliirten ihn verlassen hatten, bezeigte sich hiezu willig, und blieb bis fast ans Ende seines Lebens ein Bundsgenosse von Frankreich. Beyde Souverains empfanden gegenseitige Achtung für einander; sie schickten sich angesehene Bothschafter, wie der berühmte Freyherr von Spanheim und der Graf von Rebenac waren. Sie machten sich auch oft Geschenke. So schickte der Churfürst an Ludwig XIV. preussische Pferde und Bernstein, auch einen Wagen nach der Art, wie man sie damals in Berlin machte; daher vermuthlich noch die itzige Benennung dieser Art Fuhrwerks in Frankreich herrührt. Der König sandte ihm dagegen Hautelices-Tapeten, die man noch itzt in unserm Schlosse sieht. Diese freundschaftliche Verbindungen hielten indeß den Churfürst nie ab, so oft es die Umstände erforderten, gegen den grossen König das Interesse des Reichs, der Religion und seines Ruhms zu behaupten.

So ließ er ihm die nachdrücklichsten Vorstellungen wider den Widerruf des Edikts von Nantes thun, und wie derselbe doch erfolgte, nahm er in seine Staaten die grosse Menge französischer Flüchtlinge auf, deren Nachkommen sich noch hier befinden, ohne sich hiebey durch den Zorn und die Drohungen des Königs von Frankreich irren zu lassen. Auch ein andrer weniger bekannter Zug beweiset dieses. Der Herzog von Feuillade ließ Ludwig XIV. zu Ehren auf dem Platz de la Victoire zu Paris, die berühmte Statue errichten, die nicht nur mit vier Sklaven, welche die überwundenen Nationen bezeichnen sollten, umgeben war, sondern bey der sich auch ein Basrelief befand, auf welchem zwey Männer vorgestellt waren, die dem König eine Rolle Papier überreichten, und die den König von Dännemark und unsern Churfürsten vorstellen sollten, die von Ludwig XIV. den Frieden von St. Germain erbaten, und durch die Abtretung von Pommern erkauften. Der Churfürst, beleidigt über eine solche Beschimpfung, ließ deshalb durch den von Spanheim die nachdrücklichsten Beschwerden anbringen, und, wenn das Basrelief nicht weggenommen würde, mit Repressalien drohen. Der Gesandte konnte bald melden, daß des Churfürsten Verlangen erfüllt sey, und daß ihm die französischen Ministers viele Entschuldigungen wegen dieses Vorfalls gemacht, und dem Basrelief eine ganz andere Deutung gegeben hätten. Der Churfürst starb zwey Jahre nachher bedeckt mit dem glänzendsten Ruhm eines gleich grossen Regentens und Feldherrns; er hinterließ den Staat erweitert, verbundner und dauerhaft gegründet, von neuem bevölkert, fast wieder hervorgezogen aus dem Nichts, und befestigt durch eine in allen ihren Theilen vortreffliche Regierung. Er überlieferte seinem Nachfolger eine wohldisciplinirte Armee von 25000. Mann, eine Flotte von zwölf wohl versehenen und bemannten Schiffen, einen Schatz von beynahe einer Million Thaler, und vortrefflich eingerichtete Finanzen.

Ich habe geglaubt, dieser Versammlung und einer dankbaren Nachwelt ein Vergnügen zu machen, wenn ich hier einige der auffallendsten oder weniger bekannten Züge des grossen Churfürsten unter einen Gesichtspunkt brächte, und besonders solche auswählte, die am meisten sein Genie und seine Regierung charakterisiren. Sie beweisen, daß wenn gleich Friedrich Wilhelm nicht den alles umfassenden Geist seines grossen Urenkels erreichet; wenn er nicht zu einer gleichen Höhe sich emporgeschwungen hat, — er doch durch seinen thätigen und unternehmenden Charakter, durch seine persönliche Tapferkeit, durch seine Talente für den Krieg und für die Regierung, in einer eingeschränktern Sphäre, eine sehr glänzende Rolle, eine grössere, wie alle Kaiser und Könige, die seine Zeitgenossen waren, gespielet habe, und die ihm seine Stelle unmittelbar nach Friedrich dem Grossen anweißt.

Ich habe diese Züge zum Theil aus archivalischen Nachrichten entlehnet. Im Ganzen finden sie sich auch durch die weitläuftige Geschichte Friedrich Wilhelms von Puffendorff bestätigt, oder vielmehr, sie sind in diesem Werke verlohren, das unser zu eckles Zeitalter nicht mehr ließt, ob es gleich einzig in seiner Art ist. Diese Geschichte übertrifft in Absicht der Aechtheit der Nachrichten und der Belehrung alle andre Geschichtbücher, alte und neue. Zwar könnte sie noch mit etwas mehr Präcision geschrieben seyn, aber sie wird immer ein kostbarer Schatz, und das unentbehrliche Hülfsmittel derer bleiben, welche die Geschichte des Staatsrechts und das politische Interesse des deutschen Reichs gründlich studieren wollen.

Dieser gelehrte Geschichtschreiber konnte nur von denjenigen Nachrichten Gebrauch machen, die ihm die damaligen Archivarien mittheilten, unter welchen die Papiere nicht gewesen seyn müssen, welche die Seeunternehmungen des grossen Churfürsten betreffen. Puf-

fendorff

fendorff hat von diesen also nur sehr weniges gesagt, ob sie gleich einen der interessantesten Theile der Geschichte Friedrich Wilhelms ausmachen. Dieses war in meinen jüngern Jahren für mich ein Beweggrund, mich mit diesen verworfenen Papiren, die beynahe 40. Bände zum Theil in holländischer Sprache geschrieben, ausmachen, zu beschäftigen, alle wichtige Nachrichten, die sie enthalten, in einen kleinen Band zusammenzudrängen, welcher eine genaue Geschichte der Brandenburgischen Seemacht und der Afrikanischen Compagnie enthält, von der man eine, obgleich unvollkommene Uebersetzung in Pauli's Brandenburgischen Staatsgeschichte findet. (*) Geschäfte und Gesundheitsumstände haben mir noch nicht erlaubt, die letzte Hand an diese Arbeit zu legen; und eben daher kann ich sie itzt nicht ganz ablesen. Aber ich glaube, dieser erleuchteten Versammlung nicht zu mißfallen, wenn ich ihr einen kurzen Auszug dieses Werks vorlege, der nur die kriegerischen Unternehmungen und Thaten des grossen Churfürsten zur See betrifft. Er kann sowohl dazu dienen, diese Lücke in seiner Geschichte auszufüllen, als auch zu beweisen, wie dieser grosse Mann alle mögliche Vortheile seiner Lage zu benutzen, und zu welcher Höhe er alle seine Unternehmungen zu leiten wußte.

Da die Mark Brandenburg das Meer nicht unmittelbar berührt; so konnten ihre Beherrscher natürlich nie den Gedanken fassen, auf diesem Element etwas zu thun. Kaum aber war Churfürst Friedrich Wilhelm nach dem Abgang der Herzoge von Pommern und durch den Westphälischen Frieden zum Besitz von Hinter-Pommern gelanget, welches, wie bekannt, längs der Ostsee liegt; so entstand in ihm auch schon die Idee, die Lage dieses Landes für die Schiffarth zu nutzen. Er kaufte sogar schon im J. 1650. vom Dänischen Hofe das Fort Dansburg, itzt Trankebar, auf der Küste Coromandel, welcher Handel, indeß aus Mangel des Geldes nicht zu

(*) Im VIIten Bande S. 482-528.

zu Stande kam. Die unaufhörlichen Kriege, besonders die gegen die Schweden und Pohlen, welche hierauf den Churfürst auf dem festen Lande beschäftigten, erlaubten ihm nicht, seinen Entwürfen für die See weiter nachzugehen. Aber er kehrte sogleich zu ihnen zurück, da nach dem mit den Schweden im J. 1675. ausgebrochenen Kriege, der Sieg bey Fehrbellin ihm die Hoffnung gab, daß er Vor-Pommern, und die Seestädte, Stettin und Stralsund wieder erobern würde; diese Theile von Pommern, dem ältesten und rechtmäßigsten Erblande des Hauses Brandenburg, die man im Westphälischen Frieden von demselben getrennt, und dem Churfürsten abgedrungen hatte. Die größte Schwierigkeit bestand nur darinn, wo man sogleich bewaffnete Schiffe finden würde; aber der Zufall führte einen holländischen Kaufmann, Nahmens Raule, herbey, der einige zu vermiethen sich erbot. Man machte mit denselben gegen das Ende des Jahrs 1675. einen Versuch, aber vergeblich, die Festung Carlsburg im Herzogthum Bremen wegzunehmen. Im folgenden Jahr 1676. miethete der Churfürst von Raule drey Fregatten von 20. Kanonen, und zehn andre schwächere Schiffe. Diese kleine Flotte kreuzte während des ganzen Sommers im baltischen Meer, unterbrach die schwedische Schiffarth, und nahm ihnen ausser vielen Kauffartheyschiffen, eine Fregatte von 22. Kanonen weg, bey Gelegenheit, daß die schwedische Flotte von der dänischen und holländischen bey der Insel Rügen geschlagen war. Dieses gute Glück bewog den Churfürsten im J. 1677. zu einer noch beträchtlichern Ausrüstung, um seine Unternehmungen auf dem festen Lande von Pommern zu unterstützen. Er kaufte abermals von Raule drey Fregatten von 20, 30. Kanonen, nebst andern kleinern, und er ließ selbst in seinen Staaten einige Schiffe ausrüsten. Zwey Fregatten kreuzten beständig im baltischen Meer, und wie der Churfürst die Belagerung von Stettin anfing, ließ er eine Fregatte

von

von 30. Kanonen und zehn leichte Schiffe von 10. Kanonen in die Oder, das Frische Haf und den Dammer See nahe bey Stettin, einlaufen. Diese kleine Eskader trieb die weit zahlreichern stettinischen Schiffe immer in den Hafen der Stadt zurück, und schloß dieselbe von der Seeseite so gut ein, daß alle Versuche der Schweden, Hülfe hereinzubringen, vergebens waren, und dadurch die Eroberung dieser Festung nicht wenig beschleunigt wurde.

Der Nutzen dieser Seezurüstung zeigte sich noch deutlicher im J. 1678. da der Churfürst die Eroberung von Pommern durch die Einnahme von Stralsund vollenden wollte. Er ließ dieses Jahr zehn Fregatten auslaufen, und unter der Bedeckung von Canonen dieser Eskader, welche der berühmte holländische Admiral Tromp, damals in dänischen Diensten, commandirte, landete der Churfürst, in Begleitung seiner Gemahlin, mit seiner Armee, die auf 300. Fahrzeugen eingeschifft war, auf der Insel Rügen. Die zehn brandenburgischen und zwey dänischen Schiffe, welche auf beyden Flügeln die Transportschiffe begleiteten, unterhielten ein so lebhaftes Feuer, daß die Schweden gezwungen wurden, die Küste der Insel zu verlassen und der brandenburgischen Armee eine freye Landung zu gestatten. Die Insel Dönholm, welche die Stadt Stralsund bedeckt, wurde durch eine gleiche Anstalt weggenommen; und so diese starke Festung, welche den heftigsten Angriffen des berühmten Wallensteins widerstanden hatte, sowohl von der Land- als Seeseite eingeschlossen, durch ein sehr lebhaftes Bombardement des Churfürsten zerstört, und gezwungen nach einer Belagerung von wenig Tagen, sich zu ergeben.

Der Churfürst sah sich nun durch die Eroberung von ganz Pommern im Besitz einer beträchtlichen Menge Häfen und einer sehr ausgedehnten Seeküste von Stralsund bis nach Memel, die eine vortreffliche Lage

zum Handel hatte; er dachte also ernsthaft darauf ihn blühend zu machen. Er errichtete deshalb zu Berlin ein General-Commerz-Collegium, in das man auch einen Kaufmann aus jeder Seestadt aufnahm. Um auch beständig eine Seemacht zu haben, schloß er dieses Jahr mit Raule einen neuen Contrakt auf sechs Jahre, durch welchen dieser sich verbindlich machte, in den Häfen des Churfürsten beständig sechs Fregatten von 40. bis 20. Kanonen, nebst einigen kleinern Schiffen und der nöthigen Equipage seegelfertig zu halten. Der Churfürst versprach ihm monathlich 5000. Thaler für die Ausrüstung dieser Eskader zu bezahlen. Sie führte im Jahr 1679. einige glückliche Unternehmungen gegen die Schweden aus, und vier ihrer Schiffe, welche nach der Mündung der Elbe detaschirt waren, zwangen die Stadt Hamburg, die Subsidien für die Winterquartiere zu bezahlen, welche der Kaiser dem Churfürsten auf diese Stadt angewiesen hatte.

Der Friede von St. Germain unterbrach die Plane desselben auf Handlung und Seemacht sehr, da er ihn nöthigte, die Städte Stettin und Stralsund wieder zurückzugeben. Sein Muth wurde aber hierdurch nicht niedergeschlagen, sondern er nahm nur eine andere Richtung. Er beschloß während des Friedens den Handel seiner Unterthanen desto mehr in Aufnahme zu bringen, und seine kleine Marine zu nutzen, sowohl um die Handlung seiner Staaten nach andern Welttheilen auszudehnen, als auch die Forderungen geltend zu machen, welche er wegen rückständiger Subsidien noch an die Krone Spanien hatte. Wie der Churfürst im Jahr 1674. der grossen Allianz wider Frankreich beytrat, hatte ihm diese Krone monatliche Subsidien von 32000. Thaler versprochen. Aber so getreu auch Friedrich Wilhelm seine Verbindlichkeiten erfüllte, mit so vieler Anstrengung er auch sich vor die gemeine Sache verwandt hatte; so konnte er doch nur die Bezahlung von einigen Monaten

erhal-

erhalten, und am Ende des Krieges war ihm Spanien nahe an zwey Millionen Thaler schuldig. Schon seit dem Jahr 1676. bemühte sich der von Ruck, den der Churfürst an den Madriter Hof geschickt, vergebens, die Bezahlung zu bewirken, und er konnte nichts als allgemeine Versprechungen von dem spanischen Ministerio erhalten, deren Erfüllung unter dem Vorwand des schlechten Zustandes der Finanzen Sr. Catholischen Majestät immer hinausgesetzt wurde. Der Churfürst faßte also im J. 1680. einen kühnen Entschluß. Er ließ in dem Hafen von Pillau sechs Fregatten von 40. bis 20. Kanonen ausrüsten, und mit 600. Matrosen nnd 300. Soldaten bemannen. Cornelius van Beveren, Befehlshaber dieser Eskadre, lief mit derselben im August d. J. von Pillau nach dem Canal aus, und erhielt den Befehl, alle spanische Schiffe, die er an den Küsten von Flandern und Spanien finden würde, wegzunehmen, auch selbst bis nach Amerika seinen Lauf fortzusetzen, doch aber nirgend zu landen, oder irgend andre Feindseligkeiten auszuüben, um nicht den Gebrauch der Repressalien zu überschreiten, auf die sich der Churfürst alleine einschränkte. Dieser Entwurf wurde so geheim ausgeführt, daß, ehe diese kleine Flotte vor dem Hafen von Ostende erschien, sie schon so glücklich war, sich eines grossen spanischen Schiffes, mit Namen Carl II. von 60. Kanonen, zu bemächtigen, dessen Ladung vorzüglich in brabantischen Spitzen und Leinwand bestand. Der Commandeur van Beveren ließ fünf seiner Schiffe auf der Küste von Flandern zurück, er selbst aber führte das genommene Schiff nach Pillau, wo man dessen Ladung verkaufte, und 100,000. Thaler daraus erhielt. Der spanische Hof fand sich durch diese Beschimpfung sehr beleidiget, und ertheilte seinem Statthalter in den Niederlanden, dem Herzog von Villa Hermosa, Befehl, in die Staaten des Marggrafen von Brandenburg, und besonders in sein Herzogthum Cleve einzufallen.

Dieser Statthalter war aber klüger als sein Hof, und machte demselben begreiflich, daß er nicht im Stande wäre, diesen Markgrafen zu bezwingen, vielmehr genug zu thun haben würde die spanische Niederlande gegen ihn zu vertheidigen. Dieses brachte den Madridter Hof von seiner ersten Hitze zurück, und er begnügte sich nun ein Manifest zu publiciren, welches voller Anzüglichkeiten wider die Person des Churfürsten war. Allein dieser verachtete Waffen der Art, und ließ seine kleine Flotte im Canal fortkreuzen, vorzüglich in der Absicht, um den Herzog von Parma aufzufangen, der als General-Gouverneur nach den spanischen Niederlanden gehen sollte. Dieser Plan mißlang aber, weil der König von England den Herzog von Parma durch einige Kriegsschiffe nach den Niederlanden begleiten ließ; und da itzt die Brandenburgische Eskadre nicht mehr hoffen konnte, an der Küste von Flandern einige Prisen zu machen, so verließ sie dieselbe und gieng endlich bis zu dem Meerbusen von Mexiko. Aber sie war auch hier nicht glücklicher, denn während vier Monate, die sie in diesen Gegenden zubrachte, machte sie nur zwey Prisen von geringem Werth. Sie kehrte also nach Europa zurück, und kreuzte in der Gegend vom Cap St. Vincent, um die Rückkunft der Havanaflotte zu erwarten. Hiedurch wurde endlich der spanische Hof genöthiget, zwölf Gallionen auslaufen zu lassen, um die Brandenburgischen Fregatten zu vertreiben. Die beyden Eskadern fanden sich bald. Die Brandenburgische hielt das Gefecht zwey Stunden ohne einen merklichen Verlust aus; endlich aber konnte sie einer so entschiedenen Uebermacht nicht widerstehen; sie zog sich also in den portugiesischen Hafen Lagos zurück, von da sie am Ende des Jahrs 1681. nach Pillau zurückkehrte. Die berühmte Madame d'Aunoy, welche sich damals zu Madrid befand, redet in ihren Memoires von dem Aufsehen, welches die kleine so wenig bekannte brandenburgische Flotte am dortigen

Hofe verursachte. Während daß sie an den amerikanischen und spanischen Küsten kreuzte, schickte der Churfürst noch zwey andre Fregatten, und die spanische Prise, welche mit 50. Kanonen ausgerüstet war, wieder nach der flandrischen Küste; sie konnten aber keine beträchtliche Prisen machen und kehrten im Anfang des Jahrs 1682. wieder zurück. Der Churfürst sah nun wohl ein, daß er bey diesen Unternehmungen nicht viel gewinnen würde, und beschloß also sie einzustellen. Die Ursachen, warum bey denselbeu so wenig herauskam, waren theils die Untreue der holländischen Befehlshaber der brandenburgischen Schiffe, theils der Umstand, daß der spanische Handel, so wie es noch itzt geschieht, größtentheils mit neutralen Schiffen geführt wurde. Diese ganze Ausrüstung kostete 135,000. Thaler, und ohngefähr eben so viel gewann man aus den gemachten Prisen. Wenn gleich diese Expedition nicht erfüllte, was der Churfürst sich von ihr versprochen hatte; so erwarb sie ihm doch einen neuen Ruhm, und man mußte bewundern, wie er mit so unbeträchtlichen Kräften es wagte, eine der ersten Kronen von Europa anzugreiffen, und bis in die entferntesten Meere seiner Flagge Ansehen verschafte.

Während der Churfürst diesen kleinen Seekrieg führte, dachte er mit nicht weniger Eifer darauf, den auswärtigen Handel seiner Staaten zu befördern. Raule, der Direktor seiner Marine, legte ihm eine grosse Menge Projekte vor, von denen ein Theil noch itzt ihr Verdienst für die preussischen Staaten haben würde, welche aber umständlicher auszuführen, hier nicht der Ort ist. Der Churfürst führte von denselben aus, was er konnte, vorzüglich in Preussen. Er ließ den Hafen von Pillau reinigen, und einen Canal in denselben leiten; er errichtete eben daselbst ein Commerz- und Admiralitäts-Collegium; er legte Baraquen für die Matrosen und Werfte zum Bau der Schiffe an, welchen Raule unternehmen wollte. Er versprach den Schiffen seiner Untertha-

terthanen Bedeckung; er verminderte die Zölle auf den Fuß der Danziger, und ließ die Maaße darnach einrichten.

Raule unterließ auch nicht ihm Plane zu entfernten Handlungsunternehmungen nach Ostindien, nach Afrika, auch den Herings- und Wallfischfang vorzuschlagen; aber der Churfürst übersah die unübersteiglichen Schwierigkeiten von Unternehmungen der Art, und billigte nur den Handel nach Guinea. Da Raule die Erlaubniß dazu erhalten, schickte er ein Schiff unter Commando des Capitain **Blonk** nach dieser Küste, welcher am 16. May 1681. mit den drey Caboceros oder Chefs der Neger, auf dem **Cap der drey Spitzen** (Capo di três Puntas) eine Convention schloß, nach welcher sie den Churfürsten von Brandenburg für ihren Souverain erkannten, sich verpflichteten mit keinen andern als brandenburgischen Schiffen zu handeln, und zu gestatten, daß der Churfürst auf ihrem Gebiet ein **Fort** bauen liesse. Nach der Rückkunft dieses Capitains stiftete der Churfürst eine afrikanische Compagnie durch eine Octroy auf 30. Jahre; und versicherte sie sowohl seines als des Königl. französischen Schutzes, kraft eines Artikels seiner Allianz mit Frankreich. Er legte selbst eine Summe Geldes in den Fond dieser Compagnie, und schickte den durch seine Reise berühmten Major von **Gröben** mit hundert Soldaten nach Guinea. Wie derselbe auf der Goldküste angekommen war, wählte er den Berg **Mamfort**, der eine sehr vortheilhafte Lage zwischen Axim und dem Cap der drey Spitzen hatte, um daselbst ein Fort zu bauen. Nachdem er das Eigenthum desselben von den Caboceros von Poqueso, einem Dorf, das am Fuß des Berges lag, gekauft, und die Convention vom Jahr 1681. erneuert hatte, nahm er von diesem Orte am Neujahrstage 1683. durch Aufpflanzung der brandenburgischen Fahne Besitz, und erbauete hier das Fort **Groß-Friedrichsburg**, versah es mit 20. Kanonen, ließ eine Garnison und einige Waaren in demselben, und kehrte hierauf mit einem

Schiffe nach Europa zurück, unterdeß das andre Sklaven nach Amerika überführte. Im folgenden Jahr 1684. verlangten auch die Negers von Acada und Tacarari, (kleine Orte, welche nur einige Meilen von Groß-Friedrichsburg entfernt waren) sich dem brandenburgischen Schutze zu unterwerfen, man erbauete also auch auf ihrem Gebiete kleine Forts dieses Nahmens. Die Caboceros von Mamfort, Acada, und von Tacarari schickten auch noch dasselbe Jahr einen der Vornehmsten aus ihrem Mittel nach Berlin, der dem Churfürsten im Namen dieser drey Völkerschaften, eine Unterwerfungsakte überreichte, durch welche sie die vorhergehenden Conventionen anerkannten, und sich verbindlich machten, nur seine Herrschaft zu erkennen, und nur allein mit der brandenburgischen Compagnie zu handeln. Der Churfürst versprach dagegen in einer ihnen überlieferten Akte, diese Nationen wie seine übrige Unterthanen zu beschützen, worauf der Negergesandte, entzückt vom Glanz des Churfürstlichen Hofes und überhäuft mit Geschenken, wieder in sein Vaterland zurückgeschickt wurde.

Im Jahr 1685. machte der Churfürst noch eine neue Acquisition an der Insel Arguin, welche zwischen dem grünen und weissen Vorgebürge, ohnweit der Mündung des Flusses Senegal liegt, und welche noch itzt der Sitz des vortheilhaften Handels mit arabischem Gummi und Ambra ist. Die Franzosen hatten das Fort Arguin im Jahr 1678. den Holländern abgenommen, und es nachher demolirt und verlassen. Wie Reers, der Capitain eines brandenburgischen Schiffs, daselbst landete; so erbot sich der König oder Fürst von Arguin, dem Churfürsten den Platz, wo ehemals das Fort gestanden, nebst dem ausschliessenden Handel auf seiner Küste, zu überlassen. Der Churfürst ließ also das Fort im Jahr 1687. wieder aufbauen und Seyet Wilde Heddy, der sich in der Original Urkunde, welche sich hier noch im Königl. Archiv befindet, einen König von Arguin nennet,

net, unterwarf sich durch dieselbe seinem Schutz, und trat ihm sowohl den Platz des Forts Arguin, als den ausschliessenden Handel seines Königreichs ab. So gelangte Friedrich Wilhelm zum Besitz von vier Forts an zwey verschiedenen Küsten von Afrika, die eben so beträchtlich an sich selbst, als vortheilhaft, gelegen waren. Die Republik Holland, und vorzüglich die holländische westindische Compagnie, hatten von Anfang an den Fortgang der brandenburgischen Marine mit Eifersucht bemerket, und wandten itzt alle Kräfte an, sie noch in der Geburt zu ersticken. Man fieng damit an, daß man alle holländische Matrosen aus dem Dienst des Churfürsten zurückrief, und allen Unterthanen der Republik untersagte, an diesem Handel irgend einigen Antheil zu nehmen. Endlich machte man dem Churfürsten das Recht streitig, nach den afrikanischen Küsten zn handeln, oder Besitzungen auf denselben anzulegen, weil man behauptete, dieses sey ein ausschliessendes Recht der holländischen Compagnie. Es wurde den Ministern des Churfürsten nicht schwer, diese Anmassung zu widerlegen; aber die westindische Compagnie ließ von Zeit zu Zeit an der afrikanischen Küste brandenburgische Schiffe wegnehmen. Hieraus entstanden sehr lebhafte Irrungen zwischen dem Churfürst und der Republik. Wie durch den Weg der Negotiationen nichts auszurichten war, ließ der Churfürst im J. 1685. drey Schiffe ausrüsten, um gegen die holländische Compagnie Repressalien zu gebrauchen, welches endlich diese bewog, der brandenburgischen zur Entschädigung 40000 Thaler zu bezahlen. Die Republik machte sich auch durch den Allianztraktat, den sie dieses Jahr mit dem Churfürsten schloß, anheischig, daß von beyden Seiten Commissarien ernannt werden sollten, um eine Einrichtung zu treffen, nach welcher beyde Compagnien erhalten, und alle weitere Collisionen unter ihnen verhindert würden. So erkannte also itzt die Republik das unstreitige Recht der Besitzungen des Churfürsten in Afrika,

 die

die er durch Kauff und durch die freywillige Unterwerfung der freyen Einwohner dieses Landes erworben. Aber die holländische Compagnie verschob immer diese Entscheidung, zu der sie sich verbindlich gemacht hatte; sie fuhr vielmehr in ihren Gewaltthätigkeiten wider die brandenburgische Compagnie fort; sie ließ ihre Schiffe wegnehmen, und im J. 1686. überfiel sogar der Gouverneur von Mina die beyden Forts Acada und Tacarari. Der Churfürst wurde hiedurch so aufgebracht, daß ein völliger Bruch die Folge davon gewesen seyn würde, wenn ihn die übrigen Zeitumstände nicht genöthiget hätten, das gute Vernehmen mit der Republik zu unterhalten, und wenn nicht bald darauf sein Tod erfolgt wäre.

So groß auch die Bemühungen desselben für die afrikanische Compagnie waren, und so schön sie ihre Unternehmungen anfieng; so hatte sie doch in der Folge so wenig Glück, daß nach den beyden ersten Retouren ihrer Schiffe, noch gar keine Dividende möglich waren, dagegen der Churfürst und die übrigen Interessenten sich genöthigt sahen, den Fond mit 20. Procent zu vermehren. Es würde unnütz seyn, hier die Ursachen dieses schlechten Fortgangs genauer zu entwickeln. Zum Theil lagen sie in der Natur dieses an sich so unsichern Handels, zum Theil in der Untreue der Compagniebedienten, und vielleicht des General-Directeur Raule selbst, der niemals hat genaue Rechnungen ablegen können. Die wichtigste aller Ursachen aber war der gewaltthätige Widerstand der holländischen Compagnie. Der Churfürst verkannte nicht den üblen Erfolg dieser Unternehmungen, wovon ihn auch seine Minister überzeugten. Er hatte zum Andenken der Stiftung dieser Compagnie, aus dem Goldsande, den man aus Guinea mitgebracht, Dukaten schlagen lassen, von denen er sagte, daß jeder derselben ihm zwey koste. Indeß ließ er sich durch alle widrige Zufälle niemals ganz abschrecken; er unterstützte bis an sein Ende die afrikanische Compagnie, so wie den Seehandel seiner Unterthanen, und unterhielt auch seine kleine Seemacht. Anfangs hatte die Compagnie gar keinen festen Aufenthalt, und ihre Schiffe wurden bald zu Pillau, bald zu Hamburg gebauet. Im Jahr 1684. aber verlegte sie der Churfürst auf beständig nach Emden. Die Veranlassung dazu war ein kaiserlicher Auftrag, nach welchem der Churfürst, als Direktor des westphälischen Kreises, die Irrungen zwischen der Regentin

und den Ständen von Ostfriesland beylegen, und die Ruhe dieses Landes erhalten sollte. Er schickte deshalb zwey Compagnien dahin, welche zuerst die Stadt Gretzyl besetzte, nachher aber nach Emden, auf Verlangen dieser Stadt, verlegt wurden. Dieselbe trat nun auch der afrikanischen Compagnie bey, vermehrte den Fond derselben, und man gab der brandenburgischen Guarnison den Namen des Seebataillons. Emden, als einer der bestgelegensten Häfen in Europa, wurde nun der Sitz der Admiralität und der ganzen afrikanischen Compagnie. Der Churfürst ließ auch seine ganze Marine sich dahin begeben; sie bestand itzt aus zehn Schiffen von 40. bis 20. Kanonen, die er im Jahr 1686. dem Raule für die Summe von 100,000 Thalern abkaufte, und zu deren Unterhaltung er jährlich 60,000. Thaler anwieß. Diese Verbindungen mit Ostfriesland gaben nachher die Veranlassung, daß das Churhaus Brandenburg im J. 1694. wegen seiner Forderungen, die es noch vom letzten schwedischen Kriege her, an das Reich hatte, vom Kaiser die Anwartschaft auf dieses wichtige und so schön gelegene Fürstenthum erhielt.

Da indeß die afrikanische Compagnie ihre Geschäfte so schlecht machte und sich gar nicht mehr erhalten konnte; so übernahm sie der Churfürst im J. 1686. nach dem Rath des Raule, ganz auf seine Rechnung. Er bezahlte den auswärtigen Interessenten ihre Antheile, und um hiezu einen Fond zu haben, wurde eine Marinen-Casse angelegt, welche itzt die Chargen-Casse heißt, und in welche jeder, der eine Bedienung erhält, das erste Quartal seiner Besoldung entrichten muß. Der Churfürst wollte den afrikanischen Handel noch ferner mit Eifer betreiben, und versprach sich besonders vieles vom Negerhandel. Er verband sich deshalb mit der dänischen Compagnie, welche ihm die Hälfte der Insel St. Thomas in Westindien abtrat. Aber der Tod dieses Grossen Churfürsten im J. 1688. unterbrach die Ausführung aller dieser Entwürfe. Sein Sohn, Churfürst Friedrich III. nachheriger erster König von Preussen, war zwar sehr geneigt, die afrikanische Compagnie ferner zu unterstützen; Er wandte deshalb während seiner ganzen Regierung grosse Kosten an, aber mit eben so wenig Glück als Friedrich Wilhelm. Sein Nachfolger, der König dieses Namens, wurde daher der ganzen Sache so überdrüßig, daß er alle seine Besitzungen in Afrika der holländischen Compagnie im Jahr 1720. für eine sehr geringe Summe verkaufte. Die authentische Geschichte aller Begebenheiten der afrikanischen Compagnie ist in dem kleinen Buche, welches ich hier bey mir habe, umständlicher ausgeführt. Es kann vielleicht dereinst in den Memoires der Akademie erscheinen. Ich habe heute

heute nur einen kleinen Abriß von Friedrich Wilhelms Thaten zur See, geben wollen, welche weniger bekannt sind, als die, durch welche er sich auf dem festen Lande berühmt gemacht hat. Man siehet wenigstens, daß er diese ersten Versuche sehr gut zu nutzen wußte, um den Krieg gegen die Schweden und die Eroberung von Pommern auch von Seiten der Ostsee zu unterstützen; auch um den spanischen Hof wegen seiner gerechten Forderungen an denselben zu einiger Billigkeit zu bringen. Wenn die letzte Absicht nicht ganz ausgeführt werden konnte, und die nachherigen Unternehmungen der Compagnie mißlangen; so waren Ursachen daran schuld, welche nicht vom Churfürsten abhingen. Wenigstens beweisen diese Begebenheiten die Grösse seines Geistes und seiner Absichten, bey denen er allemal seinen Ruhm und das Interesse seiner Unterthanen zu verbinden wußte. Sie zeigen auch eben die Standhaftigkeit seines Charakters, mit der er so manche weit grössere Unternehmungen glücklich ausgeführt hat.

Einige Staaten haben wegen ihrer Lage, eine grosse, allemal sehr kostbare Seemacht nöthig; andre aber können und müssen nach einer vernünftigen Politik nie den Gedanken fassen, eine Kriegsflotte zu unterhalten. Dem ohngeachtet aber können die Unterthanen der letzten einen beträchtlichen Seehandel treiben. Man vergleiche nur die Zahl der Schiffe, welche zur Zeit des Grossen Churfürsten aus den preussischen Häfen ausgelaufen sind, mit der Zahl der itzigen, die man in den jährlich gedruckten Sund-Listen findet; so wird man über den Unterschied erstaunen.

Es würde mir sehr angenehm seyn, wenn ich durch diese Vorlesung den mir vorgesetzten Zweck hätte erreichen können, durch einzelne Züge zu beweisen, daß die beyden Stifter der preussischen Monarchie, alle mögliche, aber immer nur gerechte und anständige Mittel, angewandt haben, um diesen Staat zu seiner höchsten Vollkommenheit und Grösse zu leiten; und daß sie eben dadurch ihrer Nation den unterscheidenden thätigen Charakter eingeflößt, dessen Daseyn seit den Zeiten des Tacitus bis auf die itzige Zeit, ich voriges Jahr durch die hier vorgelesene Abhandlung zu beweisen mich bemühet habe. Wir können hoffen, diesen Charakter immer zu erhalten, da wir schon eine Reihe künftiger Könige vor uns sehen, die nie aufhören werden, sich gleich zu bleiben.

Betrachtungen

über

die innerliche Stärke der Staaten und ihre verhältnißmäßige Macht gegen einander,

welche in der öffentlichen Versammlung der Königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin den 24. Jänner 1782. am Geburtsfeste des Königs abgelesen worden

von

dem Königl. Staats-Minister und Mitgliede der Akademie

E. F. von Hertzberg.

Aus dem Französischen übersetzt.

Die Kenntniß der politischen Verfassung der Staaten, die man itzt Statistik zu nennen pflegt, gehört zu den Modewissenschaften unserer Zeit, und ist besonders seit einigen Jahren allgemein beliebt geworden. Fast hat sie sogar das Staatsrecht verdrungen, das vom Anfang dieses Jahrhunderts bis gegen die Mitte desselben eine herrschende Wissenschaft war. Viele Gelehrte, deren Stellung in der Welt ihnen nur erlaubt, die Staaten nach der Oberfläche zu beurtheilen, glauben doch in der Studierstube die Stärke und gegenseitige Macht der verschiedenen Reiche nach dem Maaße ihrer Größe oder ihrer Bevölkerung, ganz genau abwägen zu können. Sie messen auf einer Erdkugel oder Charte die Grösse eines Landes nach Quadratmeilen aus; sie berechnen alsdann die Bevölkerung entweder nach den Listen der Gebornen und Gestorbenen, oder in Ermangelung derselben nach der Zahl der Quadratmeilen. Diese Berechnungen aber werden oft sehr unrichtig befunden, wenn Personen, die diesen oder jenen Staat näher zu kennen Ge-

legen-

legenheit haben, sie genau und unpartheyisch prüfen. Es würde mir nicht schwer seyn zu beweisen, daß, wenn man auch jene Schätzungssätze als richtig annehmen wollte, man doch in den statistischen Tabellen, die seit einiger Zeit in Kupfer gestochen, besonders gedruckt und in verschiedenen Sammlungen auf so mancherley Art bekannt gemacht worden, die Bevölkerung und also auch die Macht dieses oder jenen Staats oft wirklich verdoppelt habe, indem man ihnen nach den Quadratmeilen eine entweder gleiche oder noch grössere Bevölkerung zugeschrieben, als andere benachbarte Staaten haben, deren grössere Bevölkerung doch bekannt und unbezweifelt ist. Die Bevölkerung eines Landes ist so sehr verschieden von der eines andern, daß jede Schätzung derselben nach dem Flächeninhalt eines Landes in Quadrat-Meilen, nothwendig sehr gewagt und ungewiß ausfallen muß, und daher nur dann eine Anwendung erlaubt, wenn man von einer gewissen Zahl Quadratmeilen, das Resultat einer wirklichen Zählung der Einwohner, schon vor sich hat. Die Schätzung nach den Listen der Gebornen und Gestorbenen ist freylich sicherer, seitdem die meisten europäischen Regierungen angefangen haben, diese Listen mit möglichster Genauigkeit und Zuverlässigkeit verfertigen zu lassen. Doch können nur die Regierungen völlig zuverläßige Angaben der Bevölkerung haben, wenn sie die Zählungen oft mit möglichster Genauigkeit wiederholen lassen, und den Ausfall derselben alsdann mit den Geburts- und Sterbe-Tabellen zusammenhalten.

Aber wie diesem auch seyn mag, glaube ich doch behaupten zu können, daß man auch mit einer richtigen Kenntniß der Grösse und der Bevölkerung eines Staats doch noch nicht im Stande sey, den Grad seiner Macht und das Verhältniß derselben zu der Macht eines andern richtig zu bestimmen. Es scheint mir vielmehr, um das Verhältniß der Stärke der Staaten gegeneinander richtig abzuwägen, müsse man zu den beyden vorher angeführten

führten Grundkräften der Macht eines Staats, noch auf drey andre Bestimmungen Rücksicht nehmen, die vielleicht noch mehr, wie jene, zu einem sichern Urtheil leiten können. Diese Bestimmungen sind die Lage eines Staats; die Form und der Charakter seiner Regierung; der Nationalcharakter seiner Bewohner. Eine systematische Entwickelung dieser Sätze würde hier nicht an ihrem Orte seyn; ich begnüge mich also ihre Richtigkeit nur durch einige allgemeine Beobachtungen zu erweisen.

Ein Land hat eine vortheilhafte Lage sowohl für den Handel, als überhaupt zum Kriege und zum Frieden, wenn es in einer beträchtlichen Strecke, längst einem grossen und freyen Meere liegt oder weite Seeküsten hat; wenn es eine beträchtliche Zahl schiffbarer Flüsse besitzt, die es in seiner größten Länge durchströmen und sich ins Meer ergiessen, und die unter sich entweder durch andere Flüsse, oder Canäle verbunden sind. Wenn ein solcher Staat seinen Ackerbau und seine Fabriken zur gehörigen Vollkommenheit zu bringen weiß; so kann er, vermittelst jener Lage, sowohl seine eigene Produkte leicht ausführen, als auch die seiner Nachbarn und fremder Welttheile ein- und durchführen, und sich dadurch in den Stand setzen, einen ausgebreiteten und vortheilhaften Aktiv- und Passiv-Handel sowohl mit andern Staaten, als im Inneren zwischen seinen verschiedenen Provinzen zu führen. Im Kriege kann er seine Küsten durch befestigte Seehäfen, und das Innere des Landes durch Festungen an den Flüssen vertheidigen. Diese Lage erleichtert ihm die Anlage sicherer Magazine, den Transport derselben auf den Flüssen, den Marsch der Armeen mit Hülfe und längst der Ströme, und setzt ihn in den Stand sowohl angriffs- als vertheidigungsweise den Krieg desto leichter zu führen. Alle diese sehr wesentliche Vortheile gehen einem Staate ganz ab, der zwar einen grossen Umfang hat, aber mitten im festen Lande

 liegt,

liegt, den das Meer wenig oder gar nicht berührt, der wenig schiffbare Flüsse oder nur solche hat, die nicht ins Meer fallen, und sein Gebiet nicht in die Länge, sondern in die Queere durchlaufen. Der Handel eines solchen Staats ist auf die so beschwerliche und kostbare Landfracht eingeschränkt; im Kriege hat er eben die Schwierigkeiten zu bestreiten, und er ist aller der Vortheile beraubt, welche ich vorher erwähnt habe, und die nur die Lage am Meere und an Flüssen verschaffen. Man wird sich nach diesen kurzen Bemerkungen leicht überzeugt finden, wie man das Verhältniß der Macht eines Staats von mässigem und eines andern von grösserm Umfange, bey denen aber, in Absicht ihrer Lage, diese Verschiedenheiten eintreten, nicht ohne auf dieselbe Rücksicht zu nehmen, richtig gegen einander berechnen könne.

Gleich grosse Vortheile, obgleich von anderer Art, können aus der **Regierungsform** und der **Verschiedenheit des Charakters der Regenten** entstehen, und müssen nothwendig mit in Anschlag gebracht werden, wenn man die Macht eines grössern und kleinern Staats gegeneinander abwägen will. Die Erfahrung unsrer Tage hat den alten Streit über die Vorzüge der verschiedenen Regierungsformen zum Vortheil der Monarchie entschieden, seitdem unsre Souverains es sich zur Ehre rechnen, nicht als Despoten, sondern als Monarchen, zu regieren. Ein edeldenkender Monarch, der seinen Staat von mässiger Grösse, als Vater des Vaterlandes regiert; der thätig und arbeitsam, gütig, gerecht und billig, aber auch fest und entschlossen, sowohl gegen seine Unterthanen, als Nachbarn sich beweiset; der duldsam ist, aber der Religion Achtung bezeugt; der gegen sein Volk freygebig, für sich selbst sparsam ist; der im Frieden trefflich regieret, aber auch eben so gut den Krieg zu führen weiß; der seine Armeen selbst anführet, und der erste General, so wie der erste Minister seines Staats ist; — ein solcher Monarch wird sicher der Stärke seines Reichs durch persönliche

Vorzüge das zusetzen, was ihm an Umfang abgehet; und das Gleichgewicht desselben mit einem grössern Staate halten, dessen verschiedene Verfassungen, Sitten und Religion nicht gestatten, daß er auf eine seiner ganzen Grösse angemessene Art beherrscht werde, und dessen gar zu grosser Umfang selbst verhindert, daß Fürsten von gewöhnlicher Fähigkeit alle seine Geschäfte gehörig umfassen und bestreiten können. Ein solcher kleiner Staat kann seines Glücks und seiner Macht, Reihen von Jahrhunderten hindurch geniessen, wenn der Charakter der regierenden Familie einmal eine Richtung angenommen hat, wie sie ein so grosser Plan erfordert; wenn die Nachfolger und alle Prinzen von Geblüte immer in gleichen Grundsätzen erzogen werden; und wenn sie also Erben der Tugenden, so wie Stützen des Thrones ihrer Vorfahren werden. Ich darf dieses Gemälde nicht weiter ausmahlen, noch Anwendung von den Charakteren machen; wir müßten gewiß sehr wenig Scharfsinn und desto mehr Undankbarkeit besitzen, wenn wir solche nicht ohne Schwierigkeit und mit aller Wärme fühlender Unterthanen erkennen sollten.

Jede Nation hat ihre besondere und nur ihr allein eigene Art zu denken und zu handeln, die von der jeder andern verschieden ist, und ihren unterscheidenden Nationalcharakter ausmacht, der eine Folge des Clima oder des Charakters der Regierungsform und des Souverains oder vielleicht aller dieser Umstände zusammen, ist. Eine Nation ist kriegerisch, aber leichtsinnig; eine andere ist erleuchtet, aber unruhig und widerstrebend; eine dritte ist großmüthig, aber träge und abergläubisch. So kann es auch eine Nation geben, deren Charakter natürlich gut, fest und gesetzt ist, die Ordnung und einen willigen Gehorsam liebt, gleich entfernt von Leichtsinn und kriechendem Geiste, von Eitelkeit und Niederträchtigkeit, von Schwelgerey und Trägheit, von Schwärmerey und Irreligion, ist; die fleißig und arbeit-

sam ihren Boden, und dessen andere Erzeugnisse gehörig anbauet, und ihren Handel in einem vernünftigen und ihrer Lage und Umständen angemessenen Verhältniß treibt; eine Nation, bey der die Vermögensumstände der einzelnen Familien nur mäßig, aber wohl vertheilet sind; in der die verschiedenen Stände in gehörigem Verhältniß gegen einander stehen, die besonders einen zahlreichen, aber nicht zu reichen Adel besitzet, der seinen Ruhm mehr in seinem alten berühmten Namen und dessen Erhaltung, als in Erwerbung neuer Ehrentitel setzet; der deshalb geneigt und selbst genöthiget ist, sich durch lange und wichtige Dienste um das Vaterland verdient zu machen, und durch jede kriegerische und bürgerliche Tugend auszuzeichnen. Eine so zusammengesetzte Nation, die nach einer Regierungsform und von Regenten, wie ich sie geschildert habe, beherrscht wird, muß nothwendig einen unterscheidenden Nationalcharakter bekommen, der groß, stark und edel ist, und der sie zu gleicher Zeit kriegerisch, mächtig und arbeitsam machen muß; eine solche Nation wird sich bestreben, ihren mächtigen Nachbarn gleich zu kommen oder sie zu übertreffen; sie wird sich selbst einen Namen schaffen wollen, und sie wird aufflammen, wenn sie diesen Namen hört, wie ehemals Macedonier und Römer; sie wird den patriotischen Enthusiasmus empfinden, der jene Nationen unterschied und zur Unsterblichkeit leitete; sie wird unter einer monarchischen Regierung ein Vaterland haben, mehr vielleicht, als man es in Staaten findet, die man freye nennet, davon manche Glieder aber überall ein Vaterland finden, wo es ihnen wohl gehet.

Ich glaube hier in der Kürze die wesentlichsten Bestandtheile der Stärke und Macht der Staaten entwickelt zu haben: ihre Grösse, Bevölkerung, vortheilhafte Lage, Form und Natur der Regierung, und Nationalcharakter. Man stelle sich nun in der Einbildungskraft vor oder man finde in der Wirklichkeit einen Staat

von

von mittelmäßiger Größe und Bevölkerung, man gebe ihm oder man finde bey ihm das Lokal, die vortheilhafte Lage, die Regierungsform, das Genie und den Charakter der Regenten, den Nationalcharakter, von denen ich mehr eine Skizze, als ein Gemählde zu geben versucht habe; man stelle alsdann diesen an sich mäßigen Staat, der die drei letzterwähnten Vortheile genießt, neben einem andern, von einem weit grössern Umfang und einer beträchtlichern Bevölkerung, der aber auch nicht zugleich jene Vortheile der Lage, der Regierungsform und des National-Charakters besitzt; man vergleiche nun ihre beiderseitige Macht, und man wird finden, daß der kleinere dem grössern und volkreichern an wahrer Stärke völlig gleich kommen, sogar ihn übertreffen könne; ja daß ersterer oft weit mehr einer immer fortschreitenden Bevölkerung und Macht fähig sey.

Hielte man nöthig dieses speculativische Raisonnement noch durch die Erfahrung zu bestärken; so würde man in der Geschichte aller Jahrhunderte finden, wie die größten und ältesten Monarchien durch Nationen zerstöret sind, die ihnen in Absicht der Menge und der Macht weit nachstanden. So widerstand das kleine Griechenland so lange dem mächtigen Reiche der Perser; so eroberten 30,000. Macedonier in wenig Jahren diese ungeheure Monarchie; so unterwarf sich ein kleiner Haufe von Römern den besten Theil von Italien und nachher fast alles, was damals von Europa, Asien und Afrika bekannt war; und eben so wurde dieses unermeßliche römische Reich, in weniger als einem Jahrhundert, durch die den Römern weder an Zahl noch Kriegesdisciplin gleiche, aber durch ihre Tapferkeit überlegene deutschen Nationen wieder zerstört, die fast alle Monarchien des heutigen Europa gestiftet haben, wie dieses von mir in einer andern Abhandlung bewiesen ist, die ich vor zwey Jahren an eben diesem Orte und bey gleicher Gelegenheit vorgelesen habe. Auf eben die Art bemächtigten sich einige Turko-

mannische Horden und einige kleine arabische Stämme eines grossen Theils des römischen Reichs in allen drey Welttheilen, die den Alten bekannt waren, und stifteten daselbst das ungeheure ottomannische Reich, welches itzt unter seiner eigenen Grösse zu zerfallen scheint. So eroberten auch 50,000. Tataren oder Mongolen mit unglaublicher Geschwindigkeit, und regieren noch itzt ganz ruhig das ungeheure chinesische Reich, welches 40. oder 50. Millionen Einwohner enthalten soll. Die neuere und auch die Geschichte unsrer Zeit liefert zu auffallende und zu bekannte Beweise dieser Wahrheit, als daß ich sie anführen dürfte. Ich müßte besorgen, die Eigenliebe der Nationen zu beleidigen, wenn ich sie hier namentlich unterscheiden wollte; ich begnüge mich überhaupt zu bemerken, daß fast alle europäische Nationen, die Deutschen, die Franzosen, die Spanier, die Portugisen, die Engländer, die Holländer, die Normänner, die Schweden, und endlich die Preussen, jede nach ihrer Reihe sich den Ruhm erworben, grosse Thaten durch kleine Mittel bewirkt zu haben. Nur der verschiedene Grad von Grösse dieser Thaten, und die Zeitumstände, unter welchen sie geschehen sind, würden bey einer genauern Untersuchung ihren Werth gegen einander bestimmen. Ich will mich aber in dieselbe nicht einlassen, um die Bescheidenheit, die Vorurtheile, und selbst die Zeit dieser Vorlesung zu schonen.

Ich verkenne es nicht, daß man meinen Behauptungen sehr scheinbare Einwürfe entgegensetzen könne. „Grosse Staaten, wird man sagen, haben weit mehr Machtquellen und eine festere Grundlage, als kleinere; sie sind nicht solchen Gefahren, wie diese, ausgesetzt; die Vortheile der Regierungsform und des Nationalcharakters, sind nicht wesentlich auf die kleinen Staaten eingeschränkt; die grossen können eben so gut wie diese, eine vollkommnere Regierungsform und einen guten Nationalcharakter haben oder erlangen, die Natur und die

Vor-

Vorsehung können ihnen eben so wohl, als den kleineren, grosse, fähige und gute Regenten geben, und die Beyspiele der Zerstörung der grossen Monarchien in der alten Geschichte durch kleine Völker, dürfen unsre heutige Staaten von ähnlicher Grösse, nicht mehr besorgt machen, seitdem unsre Philosophie, Religion und Politik so glückliche Wendungen genommen und die Dauer der Staaten gesichert haben „

Ich erkenne die ganze Stärke dieses Schlusses und besonders des leztern; ich nehme auch den Grundsaz an, daß sich so grosse Revolutionen und Erschütterungen der Reiche, wie ehemals die Alarichs, Attila's, und Gengiskan's bewirkten, nicht mehr in Europa ereignen werden. Alle unsre Staaten haben izt eine zu grosse Festigkeit gewonnen, als daß sie durch plözliche Einfälle zerstört werden könnten. Ihre innere Verfassung, ihre Festungen, die stehenden Armeen, die izt jeder von ihnen unterhält, und vorzüglich die politische Eifersucht zwischen den benachbarten Staaten, sichern sie völlig für dieser Gefahr. Der leztere Umstand gestattet izt keinen völligen Umsturz irgend eines Reichs mehr; er hat vielmehr, ohne förmliche Traktaten, durch stillschweigende Uebereinkunft, die sich auf das gleichseitige Interesse gründet, ein gewisses allgemeines Gleichgewicht der Macht hervorgebracht, durch welches izt in Europa der alte Bund der Amphyctionen, oder, wenn man will, die allgemeine Republik vom König Heinrich IV. oder vom Abt St. Pierre, die man bisher für blosse Geschöpfe der Einbildung und der leeren Speculation, gehalten, mit weit mehr Glück und auf eine dauerhaftere Art wieder erneuert und würklich gemacht sind. Aber ich glaube gerade aus eben diesen Gründen folgern zu dürfen, daß Staaten von mäßiger Grösse, die theils durch eigne Kräfte, theils durch die politische Freundschaft ihrer Nachbaren gestüzt sind, desto weniger von jedem andern grössern und volkreichern Staat zu fürchten

ten haben. Ja sie können unter gewissen Umständen sich mit den grössern in ein völliges Gleichgewicht der Macht setzen, sie sogar übertreffen und sehr in die Enge bringen, wenn die Vortheile der Lage, der Regierungsform und des Nationalcharakters, wie ich sie beschrieben, sich bei ihnen zusammen finden. Ich leugne nicht, daß Natur und Vorsehung eben diese Vortheile auch grossen Staaten bescheren können; aber Vernunft und Erfahrung zeigen, wie diese fast niemals davon einen so glücklichen und so häufigen Gebrauch machen, wie die minder grossen Staaten. Es ist nun einmal die Ordnung der Natur, daß alle Arten von physischen und moralischen Kräften leichter in Bewegung und Handlung gesetzt, verbunden und geltend gemacht werden, wenn sie leichter auf einen Punkt concentirt werden können, als wenn dieses nicht der Fall ist. So wird ein geschickter Regent eines Staats von mässiger Grösse, dessen verschiedene Völker mehr Uebereinstimmung in ihrem Charakter haben und nicht zu weit von einander entfernt sind, mit mehrerem Fortgang den Ackerbau, Handel, Gerechtigkeit, Sitten und Kriegskunst zum möglichsten Grade der Vollkommenheit leiten. Er wird aus mehreren Nationen eine schaffen, und ihr einen ausgezeichneten, edlen Charakter geben; er wird seine Heere mit größter Schnelligkeit und immer auf die Art, die seinem Interesse die angemessenste ist, vertheilen, zusammenziehen und in Bewegung setzen. Er wird alle Theile der Regierung glücklich umfassen können; sein Blick wird alles übersehen und bis zu den äussersten Gränzen seines Gebiets reichen. Er wird seinen natürlichen Kräften nicht zu viel zutrauen und sie darüber vernachlässigen. Er wird vielmehr durch Kunst und Fleiß, allen Nutzen aus denselben zu ziehen suchen, dessen sie nur fähig sind. Dem Souverain eines zu grossen Reichs wird dieses alles weit schwerer, wo nicht ganz unmöglich werden; wenigstens ist ein Mensch von gewöhnlicher Fähigkeit

für dasselbe nie genug. Nur einer Catharina II. ist es möglich, mit einem Blick das größte Reich der Erde, den Umfang von 300,000 Quadratmeilen mit eben dem durchdringenden Blick zu überschauen, mit dem ein andrer Regent seinen Staat von 6000 Meilen übersieht.

Ich glaube behaupten zu können, daß man auf diesen moralischen Gegenstand sehr wohl das Gesetz der Sparsamkeit aus der Physik gewissermaassen anwenden könne. So wie die Natur zu allen ihren Wirkungen nur immer die kleinste Kraft, die erforderlich ist, anwendet; so gehet es auch, aber in umgekehrtem Verhältniß mit den Staaten. Die Kleinen brauchen zu ihrem Glück alle Kräfte, die sie haben, weil sie alle bedürfen. Die Grossen verlassen sich auf die Menge der Kräfte, die sie besitzen, benutzen kaum diejenigen, die ihnen nothwendig sind, und überlassen die übrigen, die sie für entbehrlich halten, dem Zufall und Schicksaale.

Zeit und Umstände erlauben mir nicht, den Gegenstand meiner gegenwärtigen Abhandlung zu erschöpfen. Diese allgemeinen Bemerkungen werden, hoffe ich, hinreichen, den von mir angenommnen Grundsatz, der für viele Staaten so wie für das menschliche Geschlecht überhaupt nützlich seyn kann, zu behaupten. Ich bin weit entfernt, auf andere Staaten eine besondere Anwendung desselben zu machen. Das ganze itzige Europa genießt das eben so grosse, als seltene Glück, alle seine Thronen mit Prinzen besetzt zu sehen, die ihres hohen Berufs und ihrer Geburt würdig sind. Aber ohne Eitelkeit, darf ich sagen, daß der erhabene Monarch, der uns beherrscht, zu dieser allgemeinen Glückseeligkeit sehr viel beygetragen habe, da er während seiner glorreichen Regierung von 42. Jahren, der einzigen in ihrer Art, die die ganze Geschichte kennt, ein sonst unbekanntes Muster von wundervoller Thätigkeit, von Gerechtigkeit, von Uneigennützigkeit und von jeder kriegerischen und bürgerlichen Tugend, der Welt gegeben hat. Gewiß können wir preußische

Unter-

Unterthanen uns glücklich schätzen, unter seinem ruhmvollem Scepter, in einem Staate, der zwar nur von mittelmässigen Umfange ist, den er aber den ersten Monarchien von Europa an Macht und Ansehen gleich zu machen gewußt hat, zu leben, der alle die Vortheile vereiniget, welche ich vorher entwickelt habe, und die nothwendig sind, um sich auf der Höhe zu erhalten, die er einmal erreicht hat. Unser Staat enthält in dem kleinen Umfang von 4000 Quadratmeilen eine Bevölkerung, die demselben angemessen ist, die aber verhältnißmäßig die Volksmenge der meisten andern Staaten von Europa weit übertrift, und sich noch alle Jahre vergrössert. Zwey grosse Meere im Rücken, in seiner Länge durch fünf der größten Flüsse von Europa durchströmt, die untereinander verbunden sind, und in jene Meere fallen, hat unser Land Vortheile, wie wenig andere, so wohl für den Krieg, als die Handlung. Die Einwohner dieses Staats, haben sich von jeher durch einen Nationalcharakter von Kraft, Thätigkeit, Tapferkeit und Tugend so sehr ausgezeichnet, daß schon der Preußische Name an jene berümte Nation des Alterthums erinnert, die von gleicher Mittelmäßigkeit sich zu der höchsten Stuffe des Ruhms erhob, aber ihn auch mit ihrem Schöpfer wieder verlohr.

Das Andenken grosser Handlungen und der Ruhm, ihre natürliche Folge, ist der einzige würdige Lohn edler Seelen und zugleich die mächtigste Anreitzung derselben: mich dünkt also, unsre Academie könnte ihre Memoires nicht besser anfüllen, ihre Preise nicht nützlicher verwenden, als wenn sie von Zeit zu Zeit Lobreden oder Lebensbeschreibungen der Männer bekannt machte, die die Preußische Länder berühmt zu machen beygetragen haben. Sowohl die Eingebornen, als die Fremden, welche in denselben entweder im Kriege, in Civilämtern oder in den Wissenschaften sich durch eine vorzügliche Rolle ausgezeichnet, müßten auf diese Ehre Anspruch machen.

chen. Die französische Academie und eine Gesellschaft zu Turin, welche itzt solche Lobreden berühmter Piemonteser bekannt macht, geben uns hierinn Muster, die Nachahmung verdienten. Jedermann weiß, welche grosse Wirkung die Lesung der Biographien des Plutarch und des Cornelius Nepos bey jungen Leuten hervorbringt. Der kleine und noch so wenig alte preußische Staat hat doch schon vielleicht so gut wie irgend einer der größten, seine Epaminondas, seine Leonidas, seine Pericles, seine Aristides, seine Decius, seine Scipionen, seine Cäsars, seine Polybe, seine Numa's, seine Papinians, seine Platons, seine Archimedes, seine Euclides, seine Hipocrates, seine Horatze, seine Livius, und alle andre grosse Namen, die das Alterthum aufstellt, hervorgebracht. Meine erste Idee war, an diesem feyerlichen Tage, der jedesmal in uns die Flamme der Tugend und des Ruhms beleben muß, die berühmtesten Männer des preußischen Staats aufzuzählen, und eine kurze, aber charakteristische Idee von ihnen zu geben. Aber die Materie war zu fruchtbar und wurde mir zu weitläuftig; ich habe sie also für eine andre Gelegenheit ausgesetzt und mich itzt von meiner Einbildunsgskraft zu einem andern Gegenstande leiten lassen. Um indes zu beweisen, daß ich nicht zuviel gesagt habe, glaube ich hier wenigstens die Namen der Hauptpersonen anführen zu müssen, die durch kriegerischen, bürgerlichen und gelehrten Ruhm die preußischen Staaten verherrlicht haben. Als solche gehören in die letzte Classe ein Copernicus, Hevelius, Gericke, Leibnitz, Wolff, Thomasius, Euler, Lambert, Hoffmann, Stahl, Potr, Böhmer, Ludewig, Puffendorf, Opitz, Canitz, Kleist, und eine grosse Menge andrer Gelehrten von minderer Grösse, und noch lebende, die ich nicht nenne, um ihre Bescheidenheit nicht zu beleidigen. In der bürgerlichen und politischen Laufbahn können wir auf die Namen der Canzler und Staatsminister Distelmayer, von Götze, Somnitz,

Kro-

Krockow, Jena, Cocceji, Schwerin, Meinders, Spanheim, Fuchs, Dankelmann, Ilgen und Podewills stolz seyn. Es würde mir an Zeit fehlen, wenn ich auch nur versuchen wollte, von unsern Helden und berühmtesten Kriegern ein raisonnirtes Verzeichniß zu geben. Ich begnüge mich also nur aus den ältern Zeiten die Trot, Götze, Dörflinge, die Arnim, Schulenburg, Königsmarke, so wie aus der gegenwärtigen Regierung die Fürsten von Braunschweig und von Anhalt; einen Feldmarschall von Schwerin, der wie ein Epaminondas und wie ein Decius lebte und starb, einen Winterfeld, einen Keith, einen Seidlitz, verschiedene Kleiste und Wedell zu nennen. Ich muß itzt so viele andre Namen, die im Dienst des Vaterlandes berühmt geworden, mit Stillschweigen übergehen, so auch andre, die es verdient hätten, berühmt zu seyn, deren grosse Thaten aber in die dunkle und undankbare Nacht der Vergessenheit vergraben sind: Vate quia caruere sacro.

Doch muß ich noch an die Spitze aller dieser grossen Männer die erhabenen Regenten setzen, welche das Haus Brandenburg hervorgebracht hat, einen Friedrich von Hohenzollern, Burggrafen von Nürnberg, der die deutsche Krone dem Grafen Rudolph von Habsburg, und dadurch dem Oesterreichischen Hause dieses Stammes erwarb; einen andern Friedrich von Hohenzollern, der in der berühmten Schlacht von Mühldorf dem Friedrich von Oesterreich die deutsche Kaiserkrone nahm und sie auf das Haupt Ludwigs von Bayern setzte; die drey ersten Churfürsten aus eben diesem Hause, Friedrich I. und II. und Albert Achilles, gleich groß als Staatsmänner und als Helden; den Churfürst Friedrich Wilhelm, der vorzugsweise und einstimmig von ganz Europa den Beynamen des Grossen erhielt, den König Friedrich Wilhelm, einen gewiß großen und in seiner Art einzigen Fürsten; endlich Ihn, den grossen Monarchen, dessen 70stes Jahrsfest wir heute feyern, der in seiner

Person alle Lorbeern des Helden, des Staatsmanns und des Gelehrten vom ersten Range vereiniget; der den preussischen Namen zu einem Ruhm erhoben hat, welcher alles übertrifft, was das fabelhafte Alterthum und die späteste Nachwelt darstellen können; der während einer Regierung von 42. Jahren allein in seinen Staaten und in ganz Europa als einen Cäsar, einen Antonin, einen Numa, einen Polybius, einen Tacitus, einen Horaz, und zwar auf solche Art sich gezeigt hat, daß er fast alle jene grosse Namen verlöscht und weit hinter sich gelassen, aber auch gezeigt hat, wie ein grosser Geist die mannichfachsten Vollkommenheiten der verschiedensten Art verbinden könne, wenn das Schicksal gerecht gegen ihn und die Menschheit, ihn an seinen rechten Platz gesetzt hat. Und so wie Friedrich II. durch seine so gerechte als festbegründete Herrschaft und durch die von ihm eingeführte Regierungsform die preussische Monarchie mächtig, glücklich und berühmt gemacht; so hat er uns auch die bleibendeste Dauer dieses Glücks, für alle Zeiten und für alle Fälle, so weit sie die menschliche Schwachheit vorauszusehen vermag, dadurch gesichert, daß er unter seinen Augen und durch sein Beyspiel Nachfolger gebildet, die sich schon itzt des Thrones und der grossen Rolle, die sie einst zu erfüllen haben, so würdig zeigen, und uns die angenehmsten und beruhigendsten Aussichten in die Zukunft eröffnen. Wir sehen hieraus, daß das Schicksal, so karg es auch sonst in der Hervorbringung grosser Männer ist, oder vielmehr, daß die gütige und weise Vorsicht sich hierin bey einem Hause, wie das Brandenburgische, nicht leicht erschöpfen könne, ein Haus, das ihr in dem allgemeinen Zusammenhange von Europa wesentlich nothwendig scheinen muß. Wir sehen dieses auch durch das Beyspiel des würdigen Bruders unsers grossen Monarchen, der an seiner Seite, durch so viele ruhmvolle Bahnen zum Tempel der Ewigkeit fortschreitet, und der da zeiget, wie man den Thron, auch ohne ihn zu besitzen, verherrlichen, unterstützen und verdie-

verdienen könne. Alles was nun uns, den Gliedern dieses Staats, und besonders dieser Akademie, zu thun übrig bleibt, bestehet darinn, daß wir uns einer Regierung würdig zu machen suchen, unter die unser glückliches Schicksal uns versetzt hat, daß wir jeder in seiner Laufbahn, das erhabene Muster nachahmen, das uns unsre grossen und guten Regenten geben; daß wir bey jeder Gelegenheit von der Vorsehung, die Erhaltung so kostbarer Leben bis zum entferntesten Ziel, welche das Loos der Sterblichkeit erlaubt, erflehen, und mit dem lebhaftesten Feuer sie bitten, den König und seine Nachfolger mit jeder Glückseligkeit des öffentlichen und Privatlebens zu segnen, und sie dadurch einigermassen für alles das Gute zu belohnen, daß sie ihren Unterthanen und der Menschheit erweisen.

EIGENTHUM DER STADT AUGSBURG

8° H.
Hertzberg

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Hertzberg, Ewald Friedrich <<von>>,

Drey Abhandlungen ... welche in der k. Akademie der Wissenschaften zu Berlin ... 1780 - 82 vorgelesen worden

Berlin & Leipzig 1782

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- H 1040
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11251779-8
VD18 12448974-001